Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 63 — Brockau, Dienstag, den 28. Mai 1940 — 40. Jahrgang

Konzentrischer Angriff

Tiefer Einbruch in die feindliche Front. — Ausbruchsversuche marokkanischer Truppen gescheitert. — Der Hafen von Dünkirchen in Flammen. — Flugplätze bei Paris bombardiert. — 73 feindliche Flugzeuge vernichtet

DNB. Führerhauptquartier, 27. Mai.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In Flandern und im Artois haben unsere Truppen ihre Angriffe fortgesetzt und die eingeschlossenen feindlichen Armeen weiter zusammengedrängt. Besonders nördlich Menin gelang ein tiefer Einbruch in die feindliche Front bis dicht vor Ypern. Wie an den Vortagen, griffen starke Einheiten der Luftwaffe in die Kampfhandlung im Westen ein und erleichterten das Vorwärtskommen des Heeres. Der Schwerpunkt der Angriffe lag mit stärkster Wirkung über dem Raum der eingeschlossenen feindlichen Armeen.

Die nordostwärts Lenn angreifenden deutschen Truppen wiesen Gegenangriffe französischer Kolonialtruppen mit blutigen Verlusten für den Feind ab.

Wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben, fiel Calais, das hinter der Front umschlossen war, nach hartem Kampf in unsere Hand.

Bei Boulogne schoß der Oberleutnant in einem Panzerregiment von Jaworski mit seinen Panzerkampfwagen im Feuer mehrerer feindlicher Kriegsschiffe einen Zerstörer in Brand.

Gegen den Versuch der Engländer, Teile ihrer eingeschlossenen Truppen über den Kanal nach England zu retten, griff die Luftwaffe erneut die noch in Feindeshand verbliebenen Häfen an der belgisch-französischen Kanalküste an. In Dünkirchen gingen die Hafenanlagen in Flammen auf.

An der Südfront keine besonderen Ereignisse. In den Kämpfen der letzten Tage südlich Sedan schoß der Leutnant in der Panzerabwehrkompanie eines Infanterieregiments Müller fünf von elf schweren feindlichen Panzern ab und beschädigte die übrigen so schwer, daß ihr Angriff zusammenbrach.

Angriffe der Luftwaffe richteten sich auch gegen die Flugplätze in der Umgegend von Paris, Verkehrsanlagen südlich Reims und gegen feindliche Truppenbewegungen. Allein auf einem Flugplatz fielen zwanzig feindliche Flugzeuge der Vernichtung anheim.

Die Verluste des Gegners betrugen gestern 73 Flugzeuge, davon wurden 32 in Luftkämpfen, 15 durch Flakartillerie abgeschossen, der Rest am Boden vernichtet. 15 eigene Flugzeuge werden vermißt.

Im Kampfraum um Narvik wurden auch gestern wieder Gebirgsjäger durch Fallschirmabsprung abgesetzt, Nachdem bereits am 24. 5. ein feindlicher Flugzeugträger im Ofotfjord bei Narvik einen schweren Bombentreffer erhalten hatte, wurde dieses Schiff, wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben, am 25. 5. vor Harstad erneut durch drei Bomben, darunter eine Bombe schwersten Kalibers, getroffen und zum Sinken gebracht. Es gelang ferner, ein Handelsschiff von 8000 Tonnen durch Bombentreffer zu versenken und außerdem ein großes Kriegsschiff und zwei Kreuzer sowie einen Transporter von 18 000 Tonnen mit schweren Bomben unter Brand- und Explosionserscheinungen zu treffen. Auf dem Flugplatz Barduvos sind mehrere Flugzeuge am Boden zerstört worden.

Der Feind setzte in der Nacht zum 27. 5. seine planlosen Luftangriffe gegen nichtmilitärische Ziele in Westdeutschland fort, ohne hierbei größeren Schaden anzurichten.

*

Der Rückweg abgeschnitten

Als die deutsche Wehrmacht am 10. Mai den geplanten Einbruch der Westmächte in das westdeutsche Industriegebiet mit ihrem kraftvollen Gegenstoß beantwortete, gefiel man sich in Paris und London in hochmütiger Selbstsicherheit, und selbst in den letzten Tagen noch glaubten die militärischen „Sachverständigen" der plutokratischen Presse ihren Lesern versichern zu können, daß die Entscheidung noch in weiter Ferne läge und die Gegenmaßnahmen des Generals Weygand das Bild noch gründlichst ändern würden. Dieses Bild ändert sich tatsächlich in einem geradezu überwältigenden Tempo, allerdings nicht zugunsten der Gegner. Weder hat Weygand eine zweite Offensivarmee von der gleichen Bewaffnung aus dem Boden stampfen können, die derjenigen qualitativ entsprechen würde, die sich im eingeschlossenen Raum von Französisch- und Belgisch-Flandern befindet, noch haben die umzingelten Heeresmassen mit ihren von Weygand angeordneten Ausbruchsversuchen aus dem Einkreisungskessel irgendwelchen Erfolg gehabt. Im Gegenteil. Der konzentrische Angriff der deutschen Truppen wird gegen hartnäckigsten Widerstand planmäßig fortgesetzt. Unter dem verstärkten Druck der deutschen Truppen wird der Feind in seinem Kampfraum immer weiter zurückgedrängt. Besonders bemerkenswert ist der tiefe Einbruch in die feindliche Front bei Ypern. Auch an der Südseite des großen Kessels kam es wieder zu schweren Kämpfen. Die verzweifelten Angriffe marokkanischer Truppen gegen unsere über den nordfranzösischen, aus dem Weltkrieg bekannten Industrieort Lens vorstoßenden Einheiten brachen blutig zusammen. An der Küste hat der linke Greifer der großen Zange weiter an Boden gewinnen können. Die Festung Calais, der wichtigste Landungshafen für das englische Expeditionskorps, der zu einem starken Brückenkopf ausgebaut war, ist von den deutschen Truppen nach erbitterten Kämpfen vom Lande her genommen worden. Mit diesem Hafen haben die Engländer den letzten Brückenkopf auf dem europäischen Festland verloren. Damit ist die Kanalstrecke Calais—Dover, die kürzeste Verbindung zwischen England und Frankreich, fest in deutscher Hand, und die deutsche Wehrmacht ist dem Briten damit in bedrohliche Nähe gerückt. Die zweite große militärische Bedeutung des Falles von Calais besteht darin, daß dem englischen Expeditionskorps damit der letzte Rückweg nach England verlegt ist. Etwaige Versuche der Engländer, von den ihnen noch verbliebenen Hafenstädten aus ihre Truppen an die rettende englische Küste zu schaffen, werden durch die wachsame deutsche Luftwaffe vereitelt. Der Hafen von Dünkirchen ist in Flammen aufgegangen und kommt infolgedessen für den Abtransport englischer Truppen kaum noch in Betracht. Die Engländer müssen jetzt also das gleiche Schicksal teilen wie ihre französischen und belgischen Bundesgenossen, die sie feige im Stiche lassen wollten. Sie müssen jetzt mit ihnen zusammen um ihr Leben kämpfen, und am Ende dieser großen Schlacht wird nur die Uebergabe oder die Vernichtung stehen.

Auch der heutige Heeresbericht enthält Mitteilungen über hervorragende Einzelleistungen deutscher Kämpfer. So hat ein deutscher Panzer bei Boulogne einen feindlichen Zerstörer in Brand geschossen, und an der Südfront hat ein einziger Offizier einer deutschen Panzerabwehrkompanie fünf von elf schweren feindlichen Panzern vernichtet und die übrigen sechs so schwer beschädigt, daß sie das Gefecht nicht weiterführen konnten.

Die Luftwaffe hat die Niederkämpfung des Feindes rastlos fortgesetzt. Sie suchte ihre Ziele sowohl in den zusammengeballten Massen des Gegners in dem Einschließungsraum, wie auf den innerfranzösischen Flugplätzen, Verkehrsanlagen mit Truppenansammlungen. Ueber 70 feindliche Flugzeuge wurden vernichtet.

Auch im hohen Norden hat die Luftwaffe den Engländern neue schwere Verluste zugefügt. Der zähe Widerstand der deutschen Gebirgsjäger in Narvik, denen wiederum Verstärkung zugeführt werden konnte, zwingt die Engländer, immer neue Truppen heranzuziehen und zum Schutz und zur Versorgung starke Teile ihrer Flotte einzusetzen. Dadurch wird unseren Fliegern andererseits immer wieder die Möglichkeit gegeben, die englische Flotte zum Ziel ihrer Bombenwürfe zu machen. So trifft das deutsche Schwert den Gegner auch hier mit seinen vernichtenden Schlägen.

Neuer Erfolg deutscher Schnellboote

Ein britischer Zerstörer und ein feindliches U-Boot vernichtet.

DNB. Berlin, 27. Mai.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Bei einem Vorstoß gegen den noch in feindlicher Hand befindlichen Kanalhafen Ostende gelang es einem unserer Schnellboote, einen britischen Zerstörer durch Torpedoschuß zu vernichten. Außerdem vernichteten unsere Schnellboote vor Den Helder ein feindliches U-Boot.

So achtet England das Völkerrecht

Wieder ein Angriff feindlicher Luftstreitkräfte auf Fahrzeuge des Roten Kreuzes.

DNB. Berlin, 27. Mai.

Es mehren sich die Fälle, in denen feindliche Luftstreitkräfte Angriffe auf Fahrzeuge des Roten Kreuzes unternehmen. Erst kürzlich wurde von einem Angriff feindlicher Flieger auf die Sanitätskompanie eines Panzerverbandes bei Givonne am 14. Mai berichtet, bei dem vier Mann getötet und acht Mann verwundet wurden. Nunmehr trifft die Meldung einer Panzerdivision ein, daß am 17. 5. gegen 20 Uhr ein Krankenkraftwagenzug das Opfer eines feindlichen Fliegerangriffs wurde. Durch diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Akt wurden zwei Mann getötet, sechs verwundet und zwei Kraftfahrzeuge, die mit den Zeichen des Roten Kreuzes versehen waren, vernichtet. So tritt Britannien das Völkerrecht mit Füßen.

Das dritte „Athenia"-Verbrechen

Das Leben neutraler Staatsbürger ist für den Kriegsverbrecher Churchill keinen Pfifferling wert. Die Hemmungslosigkeit dieses brutalen Menschen kennt keine Grenzen mehr. Skrupellos hat er ein Volk nach dem anderen in den Krieg gehetzt, hat Schrecken und Tod über Tausende von friedlichen Menschen gebracht. Ihn allein trifft die Verantwortung für das namenlose Elend der Flüchtlinge in Frankreich und Belgien, und immer neue Wege und Mittel sucht dieser Verbrecher ausfindig zu machen, um die noch abseits stehenden Völker in den Krieg gegen Deutschland hineinzuziehen. Vor allem ist es ihm darum zu tun, die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor die englisch-französische Kriegsmaschine zu spannen.

Noch bevor der von England entfesselte Krieg zum Ausbruch gekommen war, unternahm Churchill bereits den ersten verbrecherischen Versuch, um durch einen furchtbaren Massenmord Amerika auf die Seite der demokratischen Kriegsverbrecher zu zwingen. Am Tage nach Kriegsbeginn explodierten auf dem Passagierdampfer „Athenia", auf dem besonders viele Amerikaner reisten, Höllenmaschinen, die von den Helfershelfern Churchills auf das Schiff eingeschmuggelt worden waren. Sofort wurde durch den englisch-französischen Propagandaapparat in die ganze Welt die Lügenmeldung verbreitet, daß es sich um ein „fluchwürdiges Verbrechen eines deutschen U-Boot-Kommandanten" handele. Von deutscher Seite wurde diese Lüge auf das schärfste zurückgewiesen, und kurze Zeit darauf konnte durch amerikanische Zeugen der lückenlose Nachweis dafür erbracht werden, daß Churchill selbst die nur leck geschlagene „Athenia" von britischen Zerstörern sofort hatte auf den Grund schießen lassen, als sie sich länger als vorgesehen über Wasser hielt. In den verschiedenen Schadenersatzprozessen wurde immer wieder der eindeutige Beweis dafür erbracht, daß dieses ungeheuerliche Attentat auf mehrere hundert amerikanische Menschenleben von dem Lord der britischen Admiralität persönlich in Szene gesetzt worden war.

Obwohl die Aufdeckung des scheußlichen Verbrechens in Amerika stürmische Entrüstung auslöste, ging Churchill alsbald an die Vorbereitung eines neuen Mordplanes. Diesmal war der Dampfer „Iroquois" dazu ausersehen, das Schicksal der „Athenia" zu erleiden. Glücklicherweise konnte die deutsche Admiralität, die in letzter Minute von den verbrecherischen Absichten Churchills erfahren hatte, der amerikanischen Regierung

Trennungsschmerzen

Der Verlust der französischen Küstenstützpunkte scheint den Engländern doch mächtig in die Glieder gefahren zu sein. Schon bekommen sie es mit der Angst, daß unter dieser räumlichen Trennung auch ihr Bündnis mit Frankreich leiden könnte. Hat sich doch der britische Lügenminister Duff Cooper selbst an den Rundfunk bemüht, um den französischen Hörern verständlich zu machen, daß England und Frankreich vereinigt nur siegen könnten. Wörtlich erklärte er: „Getrennt werden wir vielleicht untergehen. Alle gegenwärtigen Bemühungen Deutschlands zielen darauf ab, diese Trennung zu bewirken." Im übrigen war seine Rundfunkansprache ein einziger Haßgesang gegen die „deutschen Barbaren". England werde sich niemals ergeben, da es wisse, daß es tausendmal besser sei zu sterben, als als „Sklave des Naziregimes" zu leben. Von dieser Todesbereitschaft war bei den Engländern allerdings bisher wenig zu merken. Immer haben sie andere Völker für sich bluten lassen, und wenn sie jetzt in Flandern zum Kampf gezwungen sind, so ist das nur darauf zurückzuführen, daß ihnen durch die deutsche Kriegführung der Rückzug nach England rechtzeitig verlegt worden ist.

Südostengland wurde Gefahrenzone.

Nach der Besetzung des französischen Kriegshafens Calais durch deutsche Truppen hat die britische Regierung die Küste Südostenglands zur Gefahrenzone erklärt und folgende Städte in diese Zone einbezogen: Groß-Yarmouth, Lowestoft, Felixstowe, Harwich, Clacton, Frinton, Walton, Southend, Margate, Ramsgate, Broadstaire, Sandwich, Dover, Deal und Folkestone.

(Eißner-Wagenborg-M.)

eine Warnung zugehen lassen, wodurch der gemeine heimtückische Ueberfall verhindert werden konnte.

Unter dem Eindruck seines Fiaskos stellte Churchill zunächst die Ausführung seiner Attentatspläne zurück. Um so mehr versuchte er durch Fabrikation von tollsten Greuelnachrichten die öffentliche Meinung Amerikas gegen Deutschland aufzuhetzen. Immer wieder ließ er durch Reuter die Lügenmeldungen von angeblichen Bombenangriffen deutscher Flieger auf amerikanische Lazarette, amerikanische Sanitätskolonnen und amerikanische Zivilisten verbreiten, so daß selbst den Amerikanern die Häufung dieser Angriffe auffiel. Nachdem sich jetzt die Kriegslage für die Westmächte infolge der blitzartigen Erfolge der deutschen Wehrmacht überaus kritisch gestaltet hat, so daß für England selbst die Gefahr einer Invasion in greifbare Nähe gerückt ist, greift Churchill auf sein altes Verbrecherrezept zurück, amerikanische Schiffe mit vorwiegend amerikanischen Reisenden zu versenken, um Deutschland mit der Schuld dieses Verbrechens zu belasten. In seiner Verzweiflung spekuliert dieser Hasardeur immer noch mit der Möglichkeit, daß es ihm auf diese Weise doch noch gelingen könnte, die Stimmung in den Vereinigten Staaten gegen Deutschland hochzubringen. Aber auch dieses drittemal ist der teuflische Plan Churchills rechtzeitig aufgedeckt worden, so daß das mit größter Kaltblütigkeit vorbereitete Verbrechen gegen Hunderte von amerikanischen Frauen und Kindern verhütet werden kann. Die gesamte Welt aber hat durch diese dritte Wiederholung des „Athenia"-Verbrechens erneut den Beweis dafür erhalten, wie skrupellos die Londoner Kriegsverbrecherclique über das Leben amerikanischer Bürger hinweggeht, wenn sie sich auch nur die geringste Hoffnung davon verspricht, die verzweifelte Lage Englands dadurch irgendwie noch bessern zu können.

Wird Churchill das Attentat wagen?

Auch in New York spricht man von dem geplanten Anschlag.

In New-Yorker Kreisen findet eine ominöse Meldung des Londoner Korrespondenten der „New York Post"", Stoneman, ihre Deutung. Er berichtete, daß sich in nächster Zukunft die allergrößte Sensation des Krieges ereignen würde, deren Folgen größtes Entsetzen erregen werde. Diese Nachricht erregte begreifliches Aufsehen.

Sie wird in New-Yorker gut unterrichteten Kreisen dahin ausgelegt, daß die Briten einen Anschlag auf den Dampfer „President Roosevelt" vorbereiten, der nach Galway (Irland) unterwegs ist, um die Amerikaner mit ihren Frauen aus Westeuropa heimzuschaffen. Das Attentat soll Deutschland zugeschoben werden, um auf diese Weise eine Kriegsstimmung in USA. gegen Deutschland zu erzeugen.

Britischer Minensucher versenkt

Churchill gibt nur den Verlust kleiner Kriegsschiffe zu.

Die britische Admiralität gibt soeben den Verlust noch eines Kriegsschiffes bekannt, aber beileibe nicht etwa den des Flugzeugträgers vor Narvik, nein, nur den eines kleinen Minensuchbootes. Das Kommuniqués lautet: „Der Sekretär der Admiralität teilt mit Bedauern mit, daß das Minensuchboot „Charles Boyes" durch eine feindliche Mine versenkt worden ist. Der Kommandeur, ein Offizier und 13 Mann werden vermißt, und man befürchtet, daß sie ihr Leben lassen mußten."

Churchill und Duff Cooper wollten doch schon vor einigen Tagen anfangen, die „volle Wahrheit" zu sagen. Das scheint sehr schwer zu sein, wenn man sein ganzes Leben lang geheuchelt, unterschlagen und gelogen hat.

Englands Küste Gefahrenzone!

Die plutokratischen Machthaber in heller Angst.

Die Besetzung des für die Engländer wichtigsten Kanalhafens Calais hat noch mehr als in Frankreich in England selbst größte Bestürzung hervorgerufen. Die Tatsache, daß die englische Südostküste nunmehr im Feuerbereich der deutschen Artillerie liegt, hat in den führenden Kreisen der britischen Plutokratie höchstes Entsetzen ausgelöst und das Londoner Kabinett veranlaßt, die folgenden Städte an der Südostküste Englands als zur Gefahrenzone befindlich zu betrachten. Groß-Yarmouth, Lowestoft, Felixstowe, Harwich, Clacton, Frinton, Walton, Southend, Margate, Ramsgate, Broadstaire, Sandwich, Dover, Deal und Folkestone.

Die Kinder in diesen Städten werden nach Mittelengland oder in die Grafschaft Wales evakuiert, wenn ihre Eltern damit einverstanden sind.

Die Einbeziehung der englischen Südostküste in die Gefahrenzone hat auf die britische Bevölkerung tiefsten Eindruck gemacht und ihr den ganzen Ernst der Lage vor Augen geführt. Die Ueberraschung ist um so stärker, als die britische Bevölkerung über den Fortgang der militärischen Operationen auf dem Festlande bisher nur völlig unzureichend unterrichtet worden war.

London befürchtet deutsche Invasion!

Zu der Ernennung des Chefs des britischen Generalstabs, General Ironside, zum Oberkommandierenden der einheimischen Verteidigung meldet Reuter, daß sein Amtsvorgänger, Sir Walter Kirke, in den Ruhestand versetzt worden sei. In wohlunterrichteten Londoner Kreisen erkläre man, daß dieser Personalwechsel durch die Entwicklung der militärischen Lage und die Notwendigkeit erzwungen worden sei, die Verteidigung Großbritanniens gegen eine mögliche Invasion in stärkstmögliche Hände zu legen.

Ironsides Nachfolger im Empire-Generalstab, Generalleutnant Dill, kommt aus der Territorial-Armee und hat sich durch seine grausame Kriegführung im Orient den Schandtitel „Schlächter von Palästina" erworben. Er dürfte ebenso wenig wie Ironside über die Genialität des großen Feldherrn verfügen, die ihn in die Lage versetzt, die Erfolge der „unerfahrenen jungen deutschen Generale" zu verhindern. Die Ueberraschung über die deutsche Angriffstaktik ist jedenfalls, wie neutrale Blätter aus London berichten, dort ungeheuer gewesen. Die britischen Offiziere seien von der Kombination Tanks—Fallschirmtruppen—Bombenflieger so überrascht gewesen wie mittelalterliche Feldherren von der ersten Anwendung des Pulvers. Dieses mangelnde Anpassungsvermögen sei gefährlich.

Opfer der Fallschirmpsychose.

Bei Belfast wurden drei englische Flieger, die auf dem in der Nähe der Stadt gelegenen Flugplatz landeten, von einer Ueberwachungspatrouille unter Feuer genommen, da man sie für deutsche Fallschirmspringer hielt. Die drei Flieger mußten schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht werden. — Ueberall glaubt man feindliche Fallschirmtruppen und Flieger zu sehen.

Fliegeralarm an der Ostküste von Kent.

Wie das britische Luftfahrtministerium bekannt gibt, wurde Sonntag früh an der Ostküste der Grafschaft Kent Fliegeralarm gegeben. Der Alarm dauerte eine Stunde und 45 Minuten.

W. C. übt blutige Rachejustiz

Zahlreiche Engländer mit Erschießung bedroht.

Die „New York Post" veröffentlicht ein sensationelles Telegramm ihres Londoner Korrespondenten, wonach zahlreiche Engländer wegen „landesverräterischer Umtriebe" standrechtlicher Erschießung entgegensehen.

Wie nicht anders zu erwarten war, versucht also auch Churchill, gestützt auf seine Diktatur, die schweren Schlappen, die er auf den Schlachtfeldern einstecken muß, durch brutalen Terror im Lande wettzumachen. Wie in Frankreich sein Kollege Reynaud bzw. sein jüdischer Gesinnungsgenosse Mandel, wütet W. C. in London mit blinder, blutiger Rachejustiz gegen „Defaitisten" und „Landesverräter", um die Erbitterung der Massen über die ständigen militärischen Niederlagen und die wachsende Gefahr von sich abzulenken.

Jud Mandel „säubert" weiter.

Wie Stefani aus Paris meldet, geht die von dem Juden Mandel eingesetzte Säuberungsaktion innerhalb der französischen Polizei weiter. Der Innenminister hat dem Präsidenten der Republik ein Dekret unterbreitet, demzufolge wiederum acht Polizeikommissare ihres Postens enthoben werden.

Französische Soldaten als Mörder

Zwei deutsche Flieger umgebracht. — Fabrikmäßige Herstellung von Dum-Dum-Geschossen.

Die Wut über ihre schweren Niederlagen hat jetzt unsere Feinde in eine Geistesverfassung gebracht, die sich in abscheuerregender Weise auch an den Fronten äußert. Die bestialischen Instinkte jener Negertruppen aus dem tiefsten Afrika, die die Plutokratien wieder, wie 1914, gegen uns einsetzten, haben anscheinend der Verwilderung der gesamten Kriegführung unserer Gegner Tür und Tor geöffnet. Soeben wird eine besondere Scheußlichkeit von französischer Seite bekannt, die sich gelegentlich der Notlandungen von zwei deutschen Flugzeugen bei der Ortschaft La Capelle ereignete.

Eine deutsche Maschine mußte etwa 2000 Meter von der Straße Hirson—La Capelle entfernt auf einer Wiese hart an einem Wald notlanden, weil sie im Oeltank getroffen wurde. Die Besatzung konnte zu deutschen Truppen überlaufen. Der Besatzung eines zweiten deutschen Flugzeuges, die plötzlich neben dem erst gelandeten Flugzeug niederging, gelang es infolge des starken Feuers nicht, sich in die deutsche Stellung zu retten, obwohl 20 Freiwillige versuchten, ihnen über die Wiese zu Hilfe zu kommen. Nunmehr wurden deutscherseits Panzer eingesetzt. Das erste Fahrzeug hatte die beiden deutschen Flieger bereits halbwegs erreicht, als diese sich gerade ergeben mußten, da sie infolge der Unübersichtlichkeit des Geländes die heranrollenden Panzer nicht bemerkten.

Von der Straße her wurde deutscherseits beobachtet, wie die beiden Deutschen zum Zeichen der Ergebung die Hand erhoben und wie heranspringende Franzosen sie packten und in den Wald schleppten. Als die deutschen Panzer in diesen vorstießen, fanden sie die beiden Flieger ermordet auf. Die Todesursache wurde durch einen Arzt festgestellt und ergab, daß der eine der Flieger, ein Leutnant, durch zwei Genickschüsse, der andere, ein Unteroffizier, durch Brustschüsse und zahlreiche Stiche in den Unterleib umgebracht waren. Und das geschah wenige Minuten nach ihrer Gefangennahme.

Es ist das im übrigen nicht das erste Mal, daß solche Abscheulichkeiten von unserer Seite festgestellt werden konnten. Von uns sind beispielsweise unzählige Mengen von maschinenmäßig hergestellten Dum-Dum-Geschossen erbeutet worden, und an vielen deutschen Soldaten konnten Verwundungen durch solche Geschosse festgestellt werden. Weiter wurde u. a. von dem Hauptmann einer Aufklärungsstaffel berichtet, wie die Besatzung einer seiner Maschinen nach einer unvermeidlich gewordenen Bauchlandung infolge Inbrandsetzung des linken Motors auch dann noch von ihren zahlreichen Verfolgern beschossen wurde, als sie die Maschine bereits verlassen hatte.

*

Es muß aus allen diesen Tatsachen einwandfrei festgestellt werden, daß auch unsere militärischen Gegner sich nicht scheuen, ihren wilden Haß an wehrlosen Soldaten auszulassen, die unglücklicherweise in ihre Hände fielen. Auch das wird von uns auf dem großen Merkblatt der endgültigen Abrechnung angekreidet werden. Schließlich wird dieser, wie jeder Krieg unter Kulturvölkern auf Gegenseitigkeit geführt und wir sind unsererseits durchaus in der Lage, uns durch geeignete Maßnahmen gegen eine derartige Verwilderung der Kriegssitten zur Wehr zu setzen. Methoden, wie sie Negerhorden und Heckenschützen anwenden, werden wir mit allen Mitteln zu begegnen wissen. Der gesamten Kulturwelt aber müssen derartige Dinge immer wieder zur Kenntnis gebracht werden, damit diese endlich erkennen lernt, auf welcher Seite der Kriegführung die Barbarei sitzt.

Giftschrank der Greuelstrategen

Lügenpropaganda nach den Rezepten von 1914. — Neuer Sturmangriff der Churchill-Clique.

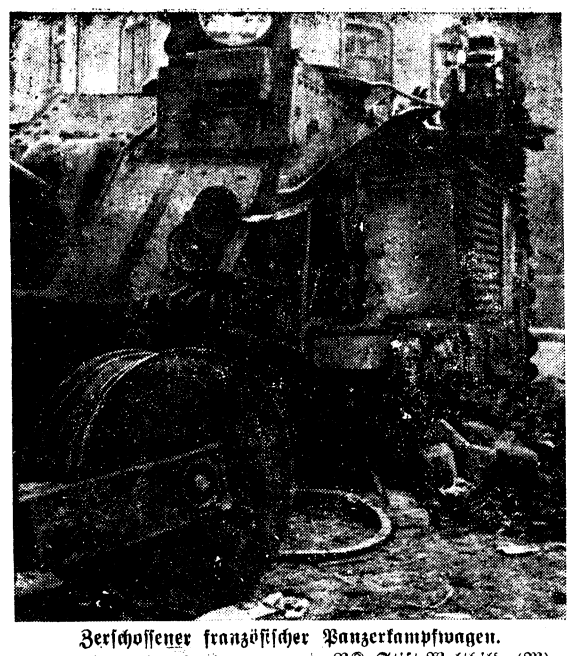
Die immer schwierigere Lage der Franzosen und Engländer auf dem gewaltigen Schlachtfeld von Französisch- und Belgisch-Flandern führt jetzt zu besonderen Anstrengungen der Londoner und Pariser Giftköche, mit den gemeinen Kampfmitteln der Lüge und Verleumdung die Atmosphäre in den neutralen Ländern zu verseuchen. Hierbei bedient man sich hemmungslos jener abscheulichen Rezepte, jener niederträchtigen Waffe, mit der man im Kriege von 1914 schließlich die ganze Welt gegen uns aufzubringen verstand. Wir aber haben nichts vergessen. Wir wissen heute, diesem grausigen Totentanz der Wahrheit mit geeigneteren Mitteln zu begegnen. Und das um so mehr, als die Großmäuligkeit und Ruhmrederei der Greuelfabrikanten uns den Gefallen taten, nach dem Weltkrieg ihre Giftrezepte offen auf den Tisch zu legen.

Hat doch noch am 16. November 1936 das Judenblatt „Daily News" haßerfüllt bekannt: „Der Krieg ist etwas schlimmes, aber schlimmer noch ist die Niederlage. Aus diesem Grund verpflichten wir uns schon jetzt, Brandartikel zu verfassen, glaubwürdige Berichte über Grausamkeiten zu schreiben, Photographien über diese Grausamkeiten zu verbreiten und darüber hinaus Artikel über den Krieg zu bringen, durch die das Publikum aufgereizt wird."

Jeder Kommentar hierzu könnte nur abschwächend wirken, so nackt steht heute wieder die britische Bestie da, der hemmungslos jedes Mittel recht ist, um als Heckenschütze das zu erreichen, was im offenen, ehrlichen Waffenkampf zu erreichen den Plutokratien versagt ist. Ihre Todesangst vor dem nahenden Strafgericht äußert sich in einem wahren Sturmangriff auf den gesunden Appetit jener geistigen Beschränktheit, die in der Welt immer noch weit genug verbreitet ist und auf der zum erheblichen Teil die Herrschaft der jüdisch-plutokratischen Clique in London und Paris aufgebaut ist.

Soeben schreit der Londoner Rundfunk die Lüge in die Welt hinaus, daß in dem von den Deutschen eroberten Boulogne Tausende von Flüchtlingen mit Maschinengewehren niedergemacht worden seien. Und Churchills gelehriger Schüler Reynaud läßt durch die Pariser Kurzwellensender das Greuelmärchen von einem brutalen Ueberfall deutscher Bomber auf zwei englische Lazarettschiffe verbreiten, das er mit dem Datum vom 21. Mai versieht, um damit diese Lüge möglichst glaubhaft erscheinen zu lassen. Die beiden Lazarettschiffe, heißt es, hätten deutlich sichtbar die Abzeichen des Roten Kreuzes gezeigt und auf ihnen hätten sich verwundete Zivilisten eingeschifft. Nicht nur Bomben seien von den deutschen Fliegern auf die Schiffe, abgeworfen worden, diese seien — nach der Erfindung der Pariser Kurzwelle — auch noch mit Maschinengewehren beschossen worden. Zur besseren Ankurbelung des Mitleides und der Empörung jener, die niemals alle werden, wird sentimental geschildert, wie jammernde Mütter ihre Kinder suchten oder oder mit blutenden Kindern in den Armen verzweifelt durcheinander liefen.

In diese Kategorie der Greuelpropaganda gehört weiter der Ball, den sich das englische Reuterbüro aus Paris zuwerfen läßt mit einer Meldung, derzufolge die amerikanischen Ambulanzen die roten Kreuze entfernten in der Meinung, daß diese die Deutschen geradezu anzögen. Diese Form der Brunnenvergiftung ist so bodenlos gemein, daß sie wegen der abgrundtiefen Gesinnungslumperei ausdrücklich niedriger gehängt werden muß.



Zerschossener französischer Panzerkampfwagen.
PK.-Stift-Weltbild (M).

Auch des Priesterkleides bedient man sich jetzt wieder, wenn der in Lyon erscheinende „Nouvelliste" die Schilderungen eines angeblichen belgischen Priesters wiedergibt, der von einem schrecklichen Kindermord zu berichten wußte, den deutsche Soldaten am Tag des Einzuges in Namur verübt haben sollen. Ausgerechnet bei dieser besonders passenden Gelegenheit habe in einer Kirche die Feier einer ersten Kommunion stattgefunden, macht das Lügenblatt seinen Lesern weiß. Eine Gruppe Kommunikanten sei von deutschen Soldaten zum Stehenbleiben aufgefordert und dann mit einer Gewehrsalve niedergestreckt worden. Weiter hätten auch deutsche Flieger in raffiniertester Weise auf die Zivilbevölkerung geschossen.

Immer wieder muß man unterstreichen, wie sehr die jüdisch-plutokratischen Lügner sich heiß bemühen, notorisch feststehend von ihnen verübte Schandtaten am laufenden Band als typisch für die von ihnen erfundene Barbarei der Deutschen hinzustellen. Wir brauchen nur an den durch ein feindliches Flugzeug in Freiburg verübten Kindermord und an den vor wenigen Tagen verübten Ueberfall auf eine deutsche Sanitätskolonne auf dem französischen Kriegsschauplatz zu erinnern, der allein 13 Schulkindern bzw. vier Sanitätssoldaten das Leben kostete. Die deutsche Kriegführung und die Sauberkeit des deutschen Soldaten bedürfen gegenüber den nichtswürdigen Unterstellungen der plutokratischen Giftküche keiner Rechtfertigung. Wir erteilen die Antwort mit der Schärfe unseres Schwertes, werden im übrigen aber nach der Entscheidung mit den Giftmischern Fraktur reden.

„Gibraltar für Spanien"

Englandfeindliche Kundgebung in Burgos.

In Burgos fand eine spontane Kundgebung gegen England statt, an der sich ein großer Teil der Bevölkerung lebhaft beteiligte. An der Spitze des Demonstrationszuges wurde ein riesiges Plakat mit der Aufschrift „Gibraltar für Spanien" getragen. Zwischenfälle ereigneten sich nicht. Auch in anderen spanischen Städten sollen Kundgebungen stattgefunden haben.

Kriegshetzer MacDonald stöhnt

Zwei holländische U-Boote sind rechtzeitig verschwunden.

Im Zusammenhang mit der Erklärung der Ost- und Südostküste Englands zur Gefahrenzone ringt sich der britische Minister MacDonald das Eingeständnis ab, daß der Krieg „in eine todernste Phase eingetreten" sei. Denn es sei ein neuer Faktor zu verzeichnen: „Deutsche Truppen haben gegenüber unserer Küste Fuß gefaßt."

Wie Havas meldet, wurde vom Ersten Lord der britischen Admiralität eine triumphierende Botschaft an den Chefkommandierenden der holländischen Armee gerichtet, aus der hervorgeht, daß zwei holländische U-Boote, die in Rotterdam gebaut wurden, unversehrt in England eingetroffen sind, wo sie mit dem bezeichnenden Satz willkommen geheißen wurden: „Der Beistand Eurer Waffen wird für die Alliierten von großem Wert sein."

Einmal ist in dieser Botschaft bemerkenswert, daß es jetzt anscheinend nur noch unter Wasser möglich ist, den Kanal zu überqueren (wenn auch wegen der Minen nicht gefahrlos!), zum anderen verdient festgehalten zu werden, daß sich die britische Admiralität von den zwei U-Booten einen großen Wert für den Beistand im Kampf gegen Deutschland verspricht. Mit Churchills so häufig ausposaunter „Beherrschung der Meere" durch England ist es also wohl doch nicht mehr allzu weit her.

Hollands verräterisches Spiel

Zwischen dem Haag und London bestanden genaue Abkommen.

Die Reichsregierung hatte in ihrem Memorandum vom 10. Mai unwiderlegbare Beweise dafür erbracht, daß Holland seit geraumer Zeit die Angriffsvorbereitungen der Westmächte gegen Deutschland weitgehend gefördert hatte und die Ausgangsbasis für einen unmittelbar bevorstehenden englisch-französischen Vorstoß in das Ruhrgebiet bilden sollte. Die deutschen Feststellungen werden jetzt durch neue Beweise für das verräterische Spiel der niederländischen Regierung in vollem Umfange bestätigt. Das italienische Nachrichtenbüro Agenzia Stefani veröffentlicht hierzu folgende Meldung:

„Ein hoher Beamter des holländischen Außenministeriums machte am 9. Mai nachmittags dem Vertreter der Agenzia Stefani in Holland einige vertrauliche Mitteilungen, die angesichts des Ganges der Ereignisse ihren vertraulichen Charakter nunmehr verloren haben. Diese Mitteilungen lassen den Schluß zu, daß die holländische Regierung seit geraumer Zeit mit London Fühlung genommen hatte, um einen gemeinsamen Plan für den Fall von Feindseligkeiten mit Deutschland auszuarbeiten, und daß die Westmächte durch Londons Vermittlung Holland sofortige militärische Hilfe zugesagt hatten, und zwar insbesondere Flugzeugkontingente und Artillerie. Deshalb habe sich die Anstrengung Hollands im September ausschließlich auf den Bau von Befestigungen konzentriert, die an der Grenze mit Deutschland ein imposantes Ausmaß angenommen hätten. Die Gesamtpolitik der holländischen Regierung zielte geschickt auf die Tarnung der einseitigen Verteidigungsanlagen hin, indem sie das Prinzip der unbedingten Neutralität nach allen Seiten hin proklamierte und erklärte, daß Holland sich im Falle einer Aggression, von welcher Seite sie auch immer kommen möge, zur Wehr setzen würde, ohne irgendwelche Hilfe

Beilage zu Nr. 63 der „Brockauer Zeitung“

Dienstag, den 28. Mai 1940.

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

12] Nachdruck verboten

„Aber es brechen ja alle auf“, sagte Tenderwill. „Komm, Margot!“ Er entfernte sich und zog draußen seinen Mantel an.

Frederichs' Gesicht hatte sich entfärbt und seine Wangenmuskeln zuckten. Einen Augenblick lang ließ Margot ihr Auge über ihn hinschweifen, sie legte den Handrücken über ihre Lippen und gähnte lässig, während sie voll Genuß die Wirkung ihrer Worte auf ihn auskostete. Dann wandten sich beide um und gingen hinaus.

„Auf Wiedersehen, Frau Tenderwill“, sagte Verena beim Abschied in herzlichem Ton; „ich hoffe, Sie haben sich gut unterhalten.“ Margots Bemerkung hatte sie nicht gehört.

— — — — —

Das war das Fest bei Verena Caspary.

Zehntes Kapitel

Die Zusammenkünfte in der kleinen Konditorei wurden seltener und hörten schließlich fast auf. Der Winter brachte es mit sich. Eva Winter war auf der Suche nach einem Engagement meist unterwegs. Sie war selbstsicherer geworden, wie jeder, der die erste Etappe hinter sich hat. Ernst Wagner stand mitten im Examen und arbeitete fieberhaft und zäh. Jetzt, wo Eva ihn verließ, blieb ihm nichts als die Arbeit, in die er sich mit einer Hast stürzte, als gälte es sein Leben.

Oskar war fast immer von früh bis abends beschäftigt und hatte selten Zeit. Verena sah ihn erst nach Wochen wieder.

Er schien ihr stiller und nachdenklicher, als er zu ihr kam.

Wenn man mit sich selbst zu tun hat, achtet man weniger auf andere. War Oskar denn immer noch der „große Junge“, als den sie ihn nahm und sah? Sie hatte sich daran gewöhnt. Und sie übersah die Veränderung absichtlich, weil sie sie übersehen wollte.

Jeder mußte mit sich selber fertig werden, sie auch. Jeder stand schließlich für sich selber ein. Sie hatte einfach nicht die Kraft und auch nicht die Lust, nach anderem zu fragen. Wem hatte man denn Rechenschaft abzulegen?

Aenderte sich ein Mensch, so änderte er sich eben. Es war nicht an ihr, darüber auch noch nachzudenken und dafür etwa eine Verantwortung zu übernehmen. Für sie selbst barg diese Freundschaft keine Gefahren. Für ihn ...? — Das war seine Sache und ging sie nichts an. — Wirklich nicht?

„Sie waren so still an dem Abend bei mir“, sagte sie. „Warum? Fehlte Ihnen etwas?“

„Ach nein“, sagte Oskar. „Nur — Sie waren selbst verändert, seit der ... seit dieser ... Frederichs gekommen war.“

„Aber Oskar! Das ist doch nun wirklich nicht wahr. Sie irren sich.“

„Nein“, sagte er und sah ihr fest ins Auge, „ich glaube, ich irre mich nicht.“

Sie hielt seinem Blick stand, während sie sah, wie eine Wolke von Trauer über sein Gesicht ging. Es erschien ihr plötzlich närrisch und lächerlich.

„Eifersüchtig?“

Er blieb ernst. „Verena“, sagte er mit Nachdruck, „sagen Sie es mir: habe ich Grund dazu oder nicht? Mir ist manchmal, als ...“, er stockte.

„Was?“ fragte sie.

„... als wären da Dinge, die Sie absichtlich verbergen und über die Sie so hinwegspielen. Man ist niemals ganz sicher, wie Sie es meinen.“

„Und Sie stellen immer Fragen, auf die man nicht antworten kann. Wir sind Freunde, Oskar; das ändert sich doch nicht.“

Sie wollte ihn mißverstehen, sie wollte keine Auskunft geben, sie wollte überhören, was er meinte.

Er saß vor ihr, groß, ehrlich und sauber. Und es war gerade diese unermeßliche innere Lauterkeit, die Verena dazu trieb, dies auszunutzen. Der Ueberlegene ist selten der bessere, weil er schwächer ist im Gefühl. Oskar drängte sie in eine Stellung, die ihr nicht zukam und die sie deshalb nicht halten konnte; er setzte sie ins Unrecht. Voll geheimen Zorns darüber verteidigte sie sich mit den Waffen der Unaufrichtigkeit.

Weil er still blieb, sprach sie weiter. „Sie haben natürlich recht, schlecht von mir zu denken. Jeder Mensch sollte vom andern immer schlechter denken. Es gäbe weniger Enttäuschungen.“

Mein Gott, dachte sie, ich habe Nicolo geliebt und weiß nicht, wohin ich gehöre. Daher kommt das alles.

In ihre Gedanken hinein, fragte er schwer: „Würden Sie es mir sagen, wenn Sie ... Frederichs liebten?“

Verena litt unter diesem Gespräch; während er sie forschend anblickte, sagte sie zögernd: „Ja.“ Ein plötzlicher Schauer überrieselte sie ...

„Sie sind mir oft ganz fremd, Verena. Warum?“

„Zum Teufel, was Sie alles von mir wissen wollen, Oskar!“ Sie wurde mit einemmal ungeduldig und feindlich. „Ich bin eben, wie ich bin. Und ich muß so verbraucht werden. Paßt Ihnen das nicht?“ Es lag scharfer Spott in ihrer Stimme, als sie hinzufügte: „Man soll vom Ochsen nicht mehr verlangen als — Rindfleisch.“

Oskar biß sich auf die Lippe. „Ich weiß, daß ich es war, der Sie um Ihre Freundschaft gebeten hat — und nicht umgekehrt. Sie lassen mich das fühlen, Verena!“

Sie erschrak, faßte nach seiner Hand und strich schnell darüber hin, ganz zart. Mit einer leisen, schüchternen Stimme, die ein unterdrücktes Schlucken in der Mitte zerriß, sagte sie: „Lieber, großer Junge, es war häßlich von mir, ich weiß. — Bleiben Sie mein Freund, Oskar, ich brauche Sie.“

Was sollte sie ihm weiter sagen? Es war die Wahrheit. Er war nur selbst nicht alt genug, es zu verstehen. Sie hatte Angst. Er war so rein und gut und sie war dankbar, obgleich sie ihn zurückstieß.

Er saß da, gepeinigt von Qual und heißem Gefühl. Aber es tat ihr selbst nicht weh genug, ihn leiden zu sehen ...

Und — hatte man sie denn gefragt, hatte man sie denn danach gefragt ...?

*

Die Bedingungen des Wettbewerbs der „Jahreszeiten“ waren: Einsendung der Bilder in drei Exemplaren mit Kennwort; das Kennwort auf einem verschlossenen Umschlag, inliegend Namen und Anschrift.

Verena hatte sich die Nummer der „Jahreszeiten“ gekauft. Es war ein Ansporn zur Leistung für Unbekannte. Und sie begann, dafür zu arbeiten.

Was man einzusenden hatte, war offengelassen; jeder konnte sich die Motive selbst wählen. Man ging gerade danach, nach dem gewählten Thema; ob nun Porträt, Landschaft oder sonstige Kompositionen. Darauf kam es nicht an.

Verena ging auf die Suche. Sie fuhr durch Berlin. Zu Fuß schlenderte sie durch die Stadt und entdeckte dabei manches, das sie noch nicht kannte. In ihrer freien Zeit war sie fast immer unterwegs.

Es war jetzt kalt und schneite; es war Verena gleichgültig. Wie ein Wanderer ohne Ziel streifte sie umher auf der Suche nach einem Bild. Sie machte es sich nicht bequem; sie fuhr hinaus aus Berlin, in die Vorstädte und weiter. Ihr Ehrgeiz war erwacht.

Spät abends kehrte sie dann zurück, manchmal erst in der Nacht. Es war ein absonderliches Gefühl — fast wie ein Prickeln auf der Haut —, das sich einstellte, wenn man wieder in Berlin einfuhr. Wenn der Zug sich durch die Straßenzüge der Häuser an der Peripherie langsam in das Herz der Riesenstadt hineinschlängelte, wenn die mit leuchtend und schreiend bunten Plakaten bedeckten grauen Brandmauern der hohen Gebäude sich am Fenster vorbeischoben, man Wagen fahren und Straßenbahnen durch unbekannte Gegenden klingeln sah ... dann umfing einen jedesmal wieder die Atmosphäre Berlins.

Man stieg aus, befand sich im Gewühl hastender, geschäftigter Menschen, der Lärm brandete in den Ohren und machte benommen. Vom Einzelwesen, das lebte, dachte, ein Eigenleben führte, das mehr oder minder wichtig war, wurde man plötzlich auf einen nichtigen Punkt reduziert, wurde zu einem winzigen Teil, der sich dem Getriebe und dem Mechanismus eines Ganzen einzugliedern hatte. Mit einem Gemisch aus Lust und leisem Grauen tauchte Verena immer erneut in diese Luft unter, die mit einem narkotisierenden Gift untermengt war, dem sie sich — wohltätig oder aufreibend — nicht ohne weiteres zu entziehen vermochte.

Berlin! Schöne und häßliche Stadt! Der Asphalt spiegelte wie unbewegtes Wasser mit tausend Lichtreflexen; Brücken, Unterführungen, graue Wohnhäuser für Hunderte von Menschen, Fabrikgebäude, Bürohäuser — alt, hoch, rotgeziegelt, unpersönlich; traurige Straßen mit einer Bierschenke an der anderen, Kellerläden, offenstehenden Hoftüren aus schwarzem Eisen, unschön oft, voll undefinierbarer Gerüche, erbarmungslos abstoßend und doch —: Berlin! Bis in die trübsten Winkel selbst noch erstreckte sich unerklärlich sein Zauber.

Irgendwo fand Verena eine verborgene, kleine Eisenbrücke über einem dumpf plätschernden Rinnsal trüben Wassers. Daneben bauten sich streng und steil die engen Häuser einer alten Gasse auf. Es mutete an wie ein vergessener Winkel, ein Stück verlorener Romantik, eine mittelalterliche Dekoration.

Es hatte geschneit, getaut, geregnet und jetzt fror es. Von der Brücke herab floß träge das Regen- und Schneewasser; die Tropfen waren langsam zu festen Eiszapfen geworden, die sich in seltsamen, bizarren Formen im Wasser darunter spiegelten.

Am Ende der Gasse hing eine schwach erleuchtete Lampe; davor an einer Tür das schöngeschmiedete durchbrochene Schild eines Handwerkers. Es war ganz still und dunkel hier, kaum ein Mensch kam vorüber.

Daß es so etwas gibt! dachte Verena entzückt. Sie kletterte seitlich der Brücke herunter und ging auf dem gefrorenen Uferweg längs des Wassers ein paar Schritte zurück. Leichter Frostnebel machte das Ganze unwirklich und schemenhaft. Verena war voller Spannung, lautlos wie ein Jäger, der ein Stück Wild belauert.

Von den verschiedenen Aufnahmen arbeitete sie eine aus.

Es war ihr schönstes Bild.

*

Professor Hermann Tenderwill saß wie jeden Morgen allein am Frühstückstisch. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, lehnte er sich zurück, griff in die Tasche und holte ein Zigarrenetui hervor. Vor ihm auf dem Tisch stand ein silbernes Tablettchen mit Zündhölzern, Abschneider und Aschenbecher. Mit umständlichem Genuß zündete er ein Streichholz an und steckte seine Zigarre in Brand. Dann blieb er, eine Zeitung vor sich und dicke Wolken von Rauch in die Luft blasend, behaglich sitzen, bis die Zigarre ungefähr zur Hälfte aufgeraucht war. Es war für ihn sozusagen eine feierliche Angelegenheit, die er langsam und der Reihe nach vollzog wie eine sakrale Handlung.

Von seinem Aufstehen am frühen Morgen an bis zu dem Augenblick, wo er das Haus verließ, lag das Programm fest, das sich immer in dem gleichen Ablauf vollzog: Um sieben Uhr wurde Professor Tenderwill geweckt, der Diener kam herein, zog die Fensterläden zur Hälfte hoch und öffnete die Schlafzimmertüre, die auf einen geräumigen Balkon mündete. Margot blieb liegen; sehr oft schlief sie noch, oder sie drehte sich blinzelnd nach der anderen Seite herum. Professor Tenderwill stand leise auf, trat auf den Balkon hinaus und machte zehn Minuten lang Turnübungen in der frischen Morgenluft. Dann ging er in das durchwärmte Badezimmer hinüber, ließ Wasser in die Wanne rauschen, badete, duschte, rasierte sich und vollendete mit präziser Genauigkeit seine äußerst elegante Toilette. Wie man den Tag beginnt, so endet er auch, so lautete sein Erfahrungsgrundsatz.

Der Tenderwillsche Haushalt lief gewissermaßen auf unsichtbaren, geölten Schienen. Im Augenblick, da Professor Tenderwill das helle Frühstückszimmer betrat, stand der Kaffee schon dampfend auf dem sorgfältig gedeckten Tisch. Es standen frische Blumen da, die leichten, weißen Wolkenstores waren ein wenig in die Höhe gerafft und gaben den Blick auf die rückwärtigen Gärten frei.

Aus dieser freundlich gepflegten Umgebung riß Professor Tenderwill sich gegen einhalb neun Uhr los, ging hinüber ins Schlafzimmer zu seiner Frau, die noch zu Bett lag, sagte ihr guten Morgen, küßte sie andächtig und liebevoll, entfernte sich wieder und stieg die Treppe hinunter zu dem unten wartenden großen Wagen, der ihn bis zum Mittagessen, öfter aber noch bis zum späten Nachmittag in sein Büro entführte.

Er war ein Mann in mittleren Jahren und Besitzer eines großen Verlages. Nicht immer war alles so glatt gegangen wie heute. Er hatte in seiner Jugend schwer und hart arbeiten müssen wie andere auch, die etwas erreichen wollen. Heute aber hatte er etwas erreicht, hatte aufgebaut und geschaffen, lebte ohne Sorgen auf der Höhe des Lebens und konnte die Früchte seiner Arbeit genießen. Das Feld seiner Tätigkeit lag auf allerlei Gebieten, seine Neigung galt den Dingen der Kunst, für die er einen klaren, guten Blick hatte; und seine Zeitschrift „Die Jahreszeiten“ wurde wegen ihres künstlerischen Niveaus, ihrer interessanten Veröffentlichungen und ihrer aufstrebenden Richtung viel geschätzt und gelesen.

Professor Tenderwill war unverheiratet geblieben bis zu dem Zeitpunkt, wo er einer Frau von dieser einmal erreichten Stufe des Erfolges aus einen wirklich soliden Rahmen zu bieten hatte: Sorglosigkeit, Sicherheit, Stellung und Namen. Und dieses alles hatte er vor einer Reihe von Jahren Margot Engern zu Füßen gelegt, die er liebte; sie war seine Frau geworden. Nachträglich erschien es ihm, als wenn seine ganze Arbeit, seine Mühen und sein Streben nur auf das Ziel gerichtet gewesen wären, eine Frau damit glücklich zu machen, indem er ihr all dieses schenkte. So entsprach es seinem rechtlichen Sinn und dem inneren Drang seines Herzens.

In dieser Weise war — was ihn selbst betraf — sein Leben durchaus geregelt und in Ordnung; er war daran gewöhnt, er hätte es sich anders nicht mehr vorstellen können. Mit friedlichen, angenehmen Gedanken verließ Professor Tenderwill morgens sein Haus, um es mit denselben freudig-hochgestimmten Gefühlen später auch wieder zu betreten.

So hatte es angefangen, so war es lange Zeit weitergegangen, so blieb es und würde es bleiben ...

Ja, ja, sagte sich Tenderwill, es hatte sich nichts geändert. Er betonte dies sich selbst gegenüber mit Verve und Entschlossenheit. Daß er das früher nicht getan hatte, lag gewiß nur daran, daß man — älter werdend — das Leben bewußter lebte und mehr dazu neigte, sich selber Rechenschaft abzulegen.

Und doch empfand er in stillen Stunden manchmal in bezug auf seine Ehe ein sonderbares Unbehagen, eine leidige, kleine Furcht vor Dingen, die er nicht hätte nennen können. Es war nichts Bestimmtes, nichts Greifbares, nichts, das ihn wirklich hätte beunruhigen können; es war mehr wie das Fehlen irgendeiner Substanz, eine Leere, die er aber nicht einmal begrifflich auszufüllen vermochte, weil er nicht wußte, worin sie bestand.

Fortsetzung umseitig

HERZ im Irrgarten

ROMAN von Hertha v. Puttkamer-Netto

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

13] Nachdruck verboten

Er führte ein tadelloses, korrektes Leben und setzte das ebenso von seinen Mitmenschen voraus. Eine Scheu war in ihm vor allem, was nicht „stimmte" und nicht in Ordnung war, ein undefinierbarer Widerwille gegen Unklarheiten und Reibungen jeder Art, gegen die peinliche Kehrseite des Lebens. Der Suggestivkraft seiner ehrenhaften Persönlichkeit war es zu verdanken, daß in seiner Umgebung alles das auch eigentlich nicht aufkam und die Angeln der Türen nicht kreischten, die in seinem Leben auf- und zugingen.

Woher also kam es, daß er manchmal, in Gedanken versunken, grübelte und unentschlossen zögerte, ehe er sein Haus betrat? Bei aller Nachsicht fürchtete er öfter als früher, Margot könne vielleicht gereizt sein, oder ihm in einer ihrer gelassen-kriegerischen Stimmungen entgegentreten, die ihn jedesmal ehrlich erschreckten und in die Flucht schlugen. Es war ja schließlich kein Wunder, daß eine Frau ihre Launen hatte, so waren eben die Frauen. Und er hatte ja auch keinen Engel heiraten wollen, beileibe nicht!

Und dennoch . . . Wo Margot war, und was sie in seiner Abwesenheit tat, davon hatte er keine Kenntnis und auch keine rechte Vorstellung. Es begann ihn zu beschäftigen. Oft war sie nicht da, wenn er anrief oder nach Hause kam. Sie hatte immer triftige Gründe, an denen er nicht zweifelte, die ihm aber trotzdem keine befriedigende Auskunft über ihr Leben gaben.

Er hätte viel darum gegeben, das ändern zu können und mehr Teil an ihr zu haben, wußte aber nicht, wie es beginnen. So war er ihr gegenüber von gleichbleibender Zartheit und ritterlicher Rücksichtnahme.

Er ahnte nicht, daß Margot, die aus einem viel gröberen Holz geschnitzt war, eben diese seine Haltung langweilte und schließlich ermüdete. Er hielt ihr absichtlich alles fern, was sie aufregen oder mitnehmen konnte. Ihr aber fehlte gerade das Salz und der Pfeffer der Sensationen, die er ihr mit so viel Anstrengung vorenthielt.

An diesem Morgen schlief Margot noch, als er ins Schlafzimmer kam, um sie zu begrüßen. Mit seitwärts geneigtem Kopf lag sie in den Kissen und atmete ruhig. Er sah sie an und stand eine Weile unschlüssig, ob er sie mit dem gewohnten Morgenkuß wecken, oder leise wieder hinausgehen sollte. Endlich beugte er sich doch sacht zu ihr nieder und berührte mit den Lippen ihren halb offenen Mund.

In diesem Augenblick hob sie, halb noch im Schlaf, ihren Arm zu ihm empor und umfaßte ihn. Ihr Auge öffnete sich mit einem Ausdruck von Hingebung, den er lange an ihr nicht mehr gesehen, und er erbebte wie ein Jüngling. Eine Sekunde hing sie so, heiß und schlaftrunken, an seinem Hals.

Plötzlich aber entwand sie sich ihm, fuhr zurück, als sei sie jetzt erst erwacht, und alle Zärtlichkeit wich unvermutet von ihrem Gesicht.

„Ach, Hermann!" sagte sie mit kühlem Spott.

Er sah, daß sie blaß war und ihre Augen verschattet. War sie krank?

Nein, es ginge ihr gut, entgegnete sie.

Und wie wäre es denn, wenn sie mit ihm zum Wintersport führe, da würde sie wieder Farbe bekommen; der Großstadtwinter bekam ihr nicht.

Sie lehnte seinen Vorschlag entschieden ab.

„Hast du keine Lust, zu reisen?" fragte er noch einmal.

„Ach nein", sagte sie und streckte sich faul.

Das Mädchen klopfte und kam mit dem Frühstück herein. Margot setzte sich im Bett auf. „Mußt du nicht gehen?" fragte sie.

„Wie du willst, Liebling", sagte Professor Tenderwill und zog sich zurück. „Auf Wiedersehen."

Margot winkte mit den Fingern einen leichten Gruß zu ihm hin.

Dann horchte sie still auf das Geräusch des sich entfernenden Motors.

„Ich muß meine Taktik ändern", sagte sie sich.

Sie nahm das Frühstückstablett, ließ sich das Telephon bringen; und damit begann für sie der Tag, dessen Ablauf Professor Tenderwill zu seinem Kummer nicht kannte . . .

Elftes Kapitel

Verena war in der Arbeit. Sie hatte es erreicht, daß man ihr hin und wieder bei einer Redaktion einen Auftrag zukommen ließ. Die unkonventionelle Art ihrer Auffassung gefiel und brachte es, daß man auf sie zu achten begann.

Helgas herzabdrückende, kleine Briefchen wurden immer seltener. Nicolo verlor sich fast aus ihrem Gesichtskreis; sie gewann es nicht über sich, ihn aufzusuchen seit jenem Ausflug. Auch er mußte sich einmal in den Schlagschatten der Geschehnisse stellen, den er zu umgehen suchte. Das war nicht ihre Sache.

Nur Oskar kam und war wie immer; er war jederzeit da für sie und bereit. Aber das wog nicht soviel — sie kannte das Gewicht menschlicher Treue noch nicht.

Ein Zufall führte sie mit Margot Tenderwill zusammen. Die winkte von weitem und hängte sich dann in Verenas Arm.

Es ging ein süßer Duft von Parfüm von ihr aus wie stets. Alles an ihr wehte und wippte lustig, die Feder an ihrem Hut, die Enden ihres Silberfuchses. Ihre langbewimperten Augen blickten lebhaft am hellen Tage, das mattgepuderte Gesicht stand frisch in dem aufgeschlagenen Mantelkragen, auf dem sich ihr helles Haar in Locken ringelte.

Margot plauderte, lachte und stellte hundert Fragen. Sie sagte „liebes Kind" und „mein Herzchen" und „liebste Verena", und war von bezwingender Liebenswürdigkeit.

So leicht und beschwingt müßte man sein, dachte Verena und kam sich selber wie ein schwerer Klotz neben ihr vor. Fein und zierlich, biegsam wie eine Feder — wie ist diese Frau hübsch! Der Gegensatz zwischen ihnen zog Verena an.

Mitten im Reden über dieses und jenes — lauter nebensächliche Dinge — lenkte Margot das Gespräch gewandt und zielsicher auf Thomas Frederichs.

„Sie sehen ihn oft — nicht wahr?" fragte sie nebenbei.

„Ach nein!" sagte Verena, als ob sie sich entschuldigen müsse. „Seither kaum."

„Soso!" machte Margot und schnippte mit dem Finger ein angewehtes Blatt von ihrem Aermel. „Ich dachte . . .", dann schwieg sie und lächelte neckend und ein wenig indiskret zu Verena hin.

Diese wurde verlegen und empfand gleichzeitig Aerger über ihre eigene Unsicherheit. „Ich kenne ihn eigentlich nur flüchtig", sagte sie instinktiv.

„Nun", sagte Margot gedehnt und bedeutungsreich, „das macht ja nichts — für ihn, meine ich . . ."

Ihre Worte ließen Verena stutzen, gutgläubig und ahnungslos wie sie war. Margot wirkte sicher und erfahren und kannte das Leben. Bei allem Raffinement konnte sie treuherzig und geradezu erscheinen, wenn es ihr darauf ankam.

„Wie meinen Sie das?" fragte Verena, begierig, von dieser Frau mehr zu erfahren.

„Nun, wir wollen offen reden", sagte Margot, die das Terrain bis auf den Grund sondieren wollte. „Für einen Mann ist etwas Neues doch immer ein Reiz und ein Abenteuer. Allgemein gesprochen. Wir Frauen sind darin anders, wir sind viel zu naiv. Wir glauben an große Erlebnisse, wo ein Mann oft nur in Kleingeld rechnen will. Frauen sind Frauen und sollten zusammenhalten — finden Sie nicht?" Sie blickte dabei Verena ganz offen an, als wenn sie damit die Ergebnisse ihrer Erfahrungen preisgäbe.

„Vielleicht ist es richtig", sagte diese, zur Stellungnahme herausgefordert. „Es gibt nur nicht viele Frauen, die so viel Solidarität besitzen."

„Es freut mich, daß Sie das sagen", erwiderte Margot und drückte freundschaftlich Verenas Arm, „ich glaube, daß wir uns gut verstehen würden."

Dann erzählte Verena zögernd, daß sie sich an dem Wettbewerb zu beteiligen gedächte. Margot klatschte in die Hände. „Das ist recht", sagte sie. „Was schicken Sie ein? Darf ich Ihre Bilder sehen?"

„Ihr Mann ist Preisrichter!" wandte Verena ein.

„Aber ich rede doch nicht", sagte Margot. „Darauf dürfen Sie sich schon verlassen. Frauen müssen doch zusammenhalten!" Sie lächelte. „Also, abgemacht! Auf bald!"

„Ja", sagte Verena und legte ihre Hand in die ausgestreckte Rechte Margot Tenderwills hinein. „Auf Wiedersehen!"

*

Von Frederichs hatte Verena längere Zeit nichts gehört. Sie versuchte, nicht an ihn zu denken, und doch war da eine törichte, kleine, uneingestandene Sehnsucht, je länger er fortblieb. In ihren Träumen war die Magie seiner Augen . . .

Eines Tages meldete er sich. „Ich bin in der Stadt", sagte er. „Darf ich Sie sehen?"

Was hatte Margot Tenderwill doch gesagt? Ach, es war gleich! Verena freute sich, daß er kam. Warum sollte sie nach anderen fragen?!

Er war schneller da, als sie gedacht hatte. Eine Arbeit habe ihn gehindert, in der letzten Zeit zu kommen, sagte er.

Das Atelier, in dem Verena gerade gearbeitet, war unaufgeräumt; sie entschuldigte sich. Er ging umher und sah ihre Sachen an. In einer aufgeschlagenen Mappe lag das Bild der kleinen Brücke mit den Eiszapfen. Frederichs nahm es heraus und schaute es an, es gefiel ihm ungeheuer.

„Sie können viel", sagte er. „Sie müßten bekannt werden."

Da erzählte sie ihm, daß sie die Aufnahmen an die „Jahreszeiten" einsenden wolle.

„Das ist ein guter Gedanke", meinte er. „Tenderwill versteht etwas davon."

Es trieb sie plötzlich dazu, von Margot Tenderwill zu sprechen; sie hätte so gern gewußt, was er von ihr dachte. Er aber ging darauf nicht ein, sagte einmal kurz: „So!", und verstummte dann wieder. Da ließ sie das Thema fallen; nur glaubte sie, wieder denselben Ausdruck bei ihm wahrzunehmen wie damals.

Frederichs hatte nicht abgelegt, er saß im Mantel auf einem Stuhl. Sie stand vor ihm und ordnete ihre Arbeiten ein. Er machte eine halbe Bewegung auf sie zu, stand auf und nahm ihre Hand. Dann, als besinne er sich, hielt er inne und sagte: „Verena, wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?"

„Und die wäre?" fragte sie.

„Ich möchte Ihnen Riesenow zeigen. Würden Sie mit mir hinausfahren? Ich möchte es so gern. Sagen Sie nicht nein."

Sie sah ihn unschlüssig an und zögerte. „Jetzt? Heute?"

„Ja", sagte er, „heute. Es ist noch nicht spät. Das Auto bringt Sie abends wieder nach Hause, es ist nicht weit. Kommen Sie mit!"

In Verenas Augen stand eine Frage. Er sah es, schaute ihr voll ins Gesicht, dann senkte er den Blick und sagte: „Sie können es tun!"

Da fuhr sie mit ihm.

Sie saß neben ihm. Der Wagen fuhr geräuschlos und schnell, sie sprachen fast nichts. Ab und zu sah er sie von der Seite an. „Ist Ihnen kalt?" Sorgsam zog er die Decke über ihre Knie hinauf und schaute wieder geradeaus; er fuhr selbst. Sein Gesicht war ernst und verschlossen, sie konnte darin nicht lesen.

Verena blickte auf seine kräftigen Hände, die das Steuerrad hielten. Es fuhr sich gut, wenn sie auch ein wenig fror. Ueber das Land breitete sich allmählich die Dämmerung, vereinzelt lag Schnee auf den Feldern. Von den Aeckern flogen Vögel auf und kreisten über ihnen. Die Chaussee war blank und schimmerte hell in der hereinbrechenden Dunkelheit.

Ein banges Gefühl beschlich Verena, setzte sich fest, verflog und kam wieder. Sie wäre gern zurückgekehrt. Etwas in ihr widerstrebte. Hatte sie recht getan, mit ihm zu fahren? Wer war dieser Mann, was wollte er denn? Er kam zu ihr und bat, sie willigte ein und dann fuhr er mit ihr davon, schweigend, wie man eine Beute nach Hause bringt. Nein, sprach es in ihr, so einfach ist das nicht. Und sie dachte plötzlich wieder an die Worte Margot Tenderwills: „Das macht ja nichts — für ihn . . ." Sie hatte wohl recht gehabt, er ging einfach darüber hinweg und kümmerte sich nicht darum. Margot hatte es mit deutlichem Bezug auf ihn gesagt, ja.

Tat sie ihm unrecht oder nicht? Er saß neben ihr, groß, breit und gesammelt. Sah er aus wie jemand, dem man nicht vertrauen darf? Er hatte es ja gesagt, er hatte kein Hehl daraus gemacht, seine Worte hatten so aufrichtig und gerade geklungen . . . „Sie können es tun . . ."

Trotzdem — wie kam sie dazu, so einfach darauf einzugehen, daß er sie mitnahm? Sie wollte es ja nicht — nein, nein . . .

Er fuhr plötzlich langsamer, als ob er ahnte, was in ihr vorging. Er legte die Hand auf ihren Arm, zwang ihren Blick zu sich und fragte leise: „Freuen Sie sich nicht? Möchten Sie heim?"

Das klang gut und herzlich; er hatte es ausgesprochen, und beinahe hätte sie geantwortet: Ja, ich möchte heim! Eine Welle von Wärme ging groß über sie hin, durchdrang sie und gab ihr Vertrauen. Wieder war es da, was sie schon einmal gespürt hatte: dieses wundersam klare Muß. —

„Fahren Sie weiter", sagte sie und schloß die Augen. Sie rückte näher zu ihm hin, ihr zurückgelehnter Kopf lag zwischen seinem Mantel und dem Polster des Sitzes. Und während der Wagen wieder anzog, gab sie sich zufrieden dem Gefühl einer Geborgenheit hin, das in sie strömte mit dem Rauschen eines breiten Stromes — fast wie ein Glück.

Als sie in Riesenow einfuhren, war es fast dunkel. Auf der Allee, in die sie einbogen, kam ihnen eine Frau entgegen. Sie ging auf der Seite des Wagens, auf der Verena saß. Frederichs hielt und rief sie an. Bescheiden grüßend, trat sie an den Wagenschlag. „Ich habe das Holz gebracht", sagte sie.

Frederichs sprach freundlich ein paar Worte mit ihr. Verena schaute die Frau an. Sie war unbestimmbaren Alters, ihr Gesicht zeitlos, ruhevoll und von gütiger Strenge. Es war das Antlitz einer Bäuerin. Mit der Kiepe, die sie auf dem Kopf trug, stand sie würdig und stolz, und antwortete ruhig auf Frederichs' Fragen.

Sie fuhren weiter. „Wer ist die Frau?" fragte Verena.

„Frau Brendelin", sagte er, „eine unserer besten Frauen hier aus dem Dorf."

Sie passierten die Buchsbaumhecke und fuhren auf den Vorplatz. Als sie die Rampe nahmen, flammte eine Laterne über dem Eingang auf und Karl erschien in der Tür. Sie stiegen aus.

Frederichs führte Verena durch die Eingangshalle in das Herrenzimmer. Dort brannte behaglich ein großer, runder Kachelofen. Ein Mädchen servierte Tee.

„Ich freue mich, daß Sie hier sind", sagte Frederichs.

Verena sah sich um. „Es ist schön bei Ihnen", sagte sie.

Unter Verzicht auf Eleganz und Luxus war der einfache Raum mit den breiten, schweren Möbeln, dem riesigen Kachelofen und einem niedrigen Backsteinkamin voll belebter, guter Wärme. Die eine Wand bestand aus Bücherregalen, an der anderen hingen gute Bilder.

„Ich möchte Ihnen das Haus zeigen, Sie müssen alles sehen", sagte Frederichs später, während er die Tür zum Speisezimmer linker Hand öffnete. Es war ein in strengen Linien gehaltener, mittelgroßer Raum. Die Fenster gingen auf den Garten hinaus. Frederichs zog die Gardine fort und stieß eine Scheibe auf. Eisige Winterluft kam herein; es war dunkel draußen und still, nur in den Kronen der Bäume geigte ein leichter Wind. Auf der nahen Landstraße knarrte ein Bauernwagen, man hörte die Rufe des Knechtes. Frederichs schloß das Fenster wieder.

(Fortsetzung folgt)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bezugsgebühr monatlich 1,15 Mk., für auswärtige Bezieher durch die Post bezogen 1,33 Mk.

für die Verteidigung des Mutterlandes oder der Kolonien zu erbitten. Im Gegensatz dazu bewiesen die wenige Stunden nach Beginn der deutschen Gegenaktion erfolgte Inanspruchnahme der englisch-französischen Hilfe, der im voraus und zu drei Vierteln nach England durchgeführte Export der Goldreserve der holländischen Nationalbank sowie die Flucht der Herrscherfamilie und der Regierung nach England, daß zwischen den Regierungen vom Haag und von London genaue Abkommen bestanden, und daß bereits ein Druck ausgeübt worden war, um Holland zu bewegen, ohne weiteres in die Front der Westmächte einzutreten.

Diese Druckversuche, die offenbar wegen der Gefahren, die eine offene Stellungnahme mit sich gebracht hätte, zurückgewiesen wurden, hatten eine sympathische Aufnahme in gewissen Kreisen gefunden, in denen man auf das Uebergewicht der Macht Englands unbedingt vertraute und es für ausgeschlossen hielt, daß Deutschland rasch einen Plan durchführen könnte, der es ihm gestatten würde, die Befestigungen an der belgischen und holländischen Grenze vor dem Winter zu durchbrechen, d. h. vor dem Zeitpunkt, an dem England bereit gewesen wäre, in den Entscheidungskampf einzutreten."

Bekenntnis zur Achse

Farinacci: „Unser Platz ist an der Seite des heroischen Deutschlands Adolf Hitlers"

Das Mitglied des Großen Rats des Faschismus Staatsminister Farinacci hat in Florenz in einer großen politischen Ansprache unter dem stürmischen Beifall der Menge erklärt: „Unser Platz ist an der Seite des von Adolf Hitler geschaffenen heroischen Deutschlands, das gegen den gemeinsamen Feind kämpft."

„Der mächtige Ruf dieser Großkundgebung will dem Duce zeigen", so führte Staatsminister Farniacci im einzelnen aus, „daß alle auf seinen Befehl warten. Mit seinem prophetischen Blick hat Mussolini schon vor vier Jahren die heutigen Ereignisse vorausgesehen und rechtzeitig, aber vergeblich gegenüber den Demoplutokratien seine warnende Stimme erhoben. Schon seit 1920 hat das Weltjudentum seinen Krieg vorbereitet und auf ihn hingearbeitet. Danzig und der Polnische Korridor waren nichts als Vorwände. Der wahre Grund des Krieges besteht darin, daß das Weltjudentum den machtvollen Aufstieg der autoritären Staaten nicht zulassen wollte und die Stunde für gekommen hielt, um sie in Staub und Asche zu legen.

Nach Deutschland sollte Italien vernichtet werden."

„Frankreich hat 1935 trotz der gegebenen stillschweigenden Billigung während des Abessinien-Feldzuges gegen Italien Stellung genommen und nicht nur den unerhörten Sanktionskrieg mitgemacht, sondern auch dem Negus Waffen, Munition und Offiziere zu Hilfe gesandt. Während des spanischen Bürgerkrieges sind die italienischen Freiwilligen dem französischen Blei zum Opfer gefallen. 1940 schließlich entwarfen Reynaud, Daladier und Chamberlain eine Karte des neuen Europas, in dem Italien abermals gedemütigt und verstümmelt werden sollte."

Nach einem Hinweis auf die verschiedenen „Niemals" der französischen Staatsmänner erinnerte Staatsminister Farinacci an die Rede, die der italienische Außenminister, Graf Ciano, vor einer Woche in Tirana und in Mailand hielt, und schloß: „Die alten Kämpfer der faschistischen Revolution, die drei Kriege mitgemacht haben, danken Gott dafür, daß er die entscheidende Stunde in einem Zeitpunkt schlagen läßt, wo sie noch starke Muskeln und starke Herzen haben." Nicht enden wollende Huldigungen für den Duce schlossen die häufig von stürmischem Beifall unterbrochene Rede.

Treueschwur der faschistischen Studenten

In Anwesenheit des Kronprinzen von Italien, dem von der Menge wiederholte stürmische Huldigungen dargebracht wurden, sind die Sportwettkämpfe der faschistischen Studentenverbände im Stadion Mussolini zu Turin abgeschlossen worden. Die Schlußveranstaltung wurde durch die gemeinsame Abgabe eines Treueschwurs an den Duce eine erhebende Feier. Ein Vertreter des Studentenverbandes Rom verlas von der Höhe eines Panzerwagens aus folgende Schwurformel der akademischen Sportjugend für das Jahr 18 der faschistischen Zeitrechnung:

„Ich werde für die natürlichen Ansprüche des italienischen Volkes kämpfen. Ich werde für die Freiheit des Vaterlandes auf den Meeren kämpfen. Ich werde kämpfen, um im Namen Italiens zu siegen und kämpfen wie der Duce befiehlt. So schwöre ich."

Die aus ganz Italien anwesenden akademischen Vertreter des Sports wiederholten feierlich diesen Schwur.

Tunis unter Ausnahmezustand

Französische Territorialgarde aus Juden und Rotgardisten

Die Ereignisse in Frankreich haben auch in Tunis, das bekanntlich von Kriegsbeginn an zur Operationszone erklärt wurde, eine Reihe von Ausnahmemaßnahmen ausgelöst. Aehnlich den Vorkehrungen im Mutterland haben die dortigen Militärbehörden in aller Eile eine Territorialgarde gebildet aus französischen Staatsangehörigen, soweit sie nicht zum Militärdienst verpflichtet sind. Viele der in die Territorialgarde Aufgenommenen sind Juden, die der ehemaligen Volksfront angehörten, oder naturalisierte Franzosen und sogar ehemalige spanische Rotgardisten. Man kann sich vorstellen, welchen Gebrauch diese zusammengewürfelten Elemente, die ausgesprochen antiitalienisch eingestellt sind, mit den ihnen zugeteilten Waffen machen können. Die neue Miliz verhehlt in der Tat nicht ihre Absicht, gegebenenfalls ihrem Groll gegen das italienische Element Ausdruck zu geben. Die Italiener in Tunis bleiben ruhig, aber fest entschlossen, sich nötigenfalls zu verteidigen.

Unter den in den letzten Tagen getroffenen wichtigen Maßnahmen sind folgende zu nennen: die Verdunkelung; die Requirierung sämtlicher im Besitz der Waffenhändler befindlichen Waffen; die militärische Besetzung der öffentlichen Gebäude und des englischen Generalkonsulats; die systematische Beschlagnahme sämtlicher italienischer Zeitungen; die Zensur der gesamten Italienpost.

Hakenkreuzfahne auf Loretto-Höhe

Von einer Panzerdivision gestürmt — Das französische Nationalheiligtum unversehrt

Von Kriegsberichter Gerhard Starcke.

..., 27. Mai (PK.) — Während des Weltkrieges wurde zwölf Monate um die Lorettohöhe gerungen. Die eigentlichen Kämpfe um diesen beherrschenden Berg spielten sich in einer Tiefe von etwa sechs Kilometern ab. Noch sind auf der jenseits liegenden Vimyhöhe die Gräben erhalten, in denen sich die vordersten Linien 1918 gegenüberlagen, dazwischen die Dörfer Souchez und Givenchy, einst im zerstörenden Feuer der Materialschlachten dem Erdboden gleich. Hunderttausende haben hüben und drüben auf diesem Schlachtfeld den Tod vor dem Feinde gefunden. Vierzigtausend Franzosen liegen auf dem Friedhof der Lorettohöhe. Zweiunddreißigtausend Deutsche sind in unserem größten Friedhof der einstigen Westfront, dem Maison Blanche, beigesetzt, zu dem die Ruinen von Mont St. Eloi und von Ablain St. Nazaire hinübergrüßen. Wenn man die Straße von Souchez nach Arras entlangpilgert, dann sieht man einen Soldatenfriedhof neben dem anderen. Französische, englische, kanadische und alle diese Opfer wurden in einem Raum gebracht, der nur wenige Quadratkilometer umfaßt.

Diesmal hat es zwei Tage gedauert,

bis unsere Truppen im Raum von Arras bis zur Lorettohöhe vorgestoßen waren. In schneidigem Angriff hat eine Panzerdivision den Berg bezwungen und ist in Fortführung des Angrifes weit nach Norden in das nordfranzösische Industriegebiet vorgestoßen. Auf der Lorettohöhe weht die Hakenkreuzflagge. An der Straße, die von Souchez auf die Lorettohöhe führt, liegen die feindlichen Panzer, die sich unserem angreifenden Truppen entgegenstellten. Sie sind zerschossen und ausgebrannt, die Gleisketten zerrissen, im Feuer unserer Abwehr zerstört. Die Rückzugsstraße des Feindes lag unter dem Feuer schwerer Batterien. Riesige Granattrichter zeigen die Wirkung.

Wir haben lediglich militärische Ziele unter Feuer genommen. Souchez, Ablain, St. Nazaire und die anderen Dörfer um die Lorettohöhe weisen keinerlei Spuren dieses Kampfes auf. Das französische Nationalheiligtum, die Kirche Notre Dame de Lorette und das Gebeinhaus mit dem 52 Meter hohen Turm sind unversehrt. Der französische Friedhof ist unbeschädigt. Das mag ausdrücklich festgestellt sein, da die feindliche Propaganda sicher wie in anderen Fällen das Gegenteil behaupten wird. Diesmal ist die Höhe mit ganz wenigen Opfern erstürmt worden. Ein Erfolg der Truppenführung, der Ausbildung der Mannschaften und der Güte der Kampfwagen und der Waffen. Dem Soldaten des Großdeutschen Reiches wird kein Opfer zugemutet, das nicht unbedingt gebracht werden muß. „Ne parlez pas... Respectez notre sommeil" — „Achtet unseren Schlaf, sprecht nicht", so heißt es im Gebeinhaus auf der Lorettohöhe, in dem Tausende unbekannter Soldaten ruhen. Das gilt auch für unsere Gefallenen. Es kommt nur darauf an, ihnen nachzueifern im Einsatz für unser Volk..

Flüchtlinge werden wie Verbrecher behandelt. Alle aus Belgien und Holland in England eingetroffenen Flüchtlinge, Tausende von Männern und Frauen, sind von Scotland Yard, wie „Daily Expreß" meldet, photographiert worden. Während der Aufnahme waren die Photoateliers von berittener und anderer Polizei schwer bewacht. Alle Photographien wandern in die Archive von Scotland Yard.

Gerüchte über einen Aufstandsversuch in Irland. „Giornale d'Italia" erklärt in einer Meldung aus Dublin, daß die irische Regierung einem Aufstandsversuch der Irischen Republikanischen Armee auf die Spur gekommen sei, um sowohl die Regierung von Ulster wie die von Südirland zu beseitigen. In ganz Irland sei die Polizei am Werke, verdächtige Personen festzunehmen.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 28. Mai 1940.

Wir müssen die Erkenntnis in unserem Volke durchsetzen, daß auch die geringste Arbeit ehrenvoll ist, und daß man muß sie achten, weil sie für die Gesamtkultur notwendig ist.
Robert Ley.

29. Mai.

1456: Gründung der Universität Greifswald. — 1594: Der kaiserliche Feldherr Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim in Pappenheim geb. (gest. 1632). — 1809: Sieg der Tiroler am Berg Isel. — 1918: Einnahme von Soissons. — 1923: Der Karikaturenzeichner Adolf Oberländer gest. (geb. 1845).

Sonne: A. 4.46, U. 21.09; Mond: A. 1.35, U. 13.03.
Letztes Viertel 1.40 Uhr.

Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente. Sie braucht frische Tat und Kraft.
Gneisenau.

30. Mai.

1527: Gründung der Universität Marburg an der Lahn. — 1640: Der Maler Peter Paul Rubens gest. (geb. 1577). — 1714: Der Bildhauer Andreas Schlüter gest. (geb. 1664). — 1925: Der völkische Schriftsteller Arthur Moeller van den Bruck gest. (geb. 1876). — 1936: Das deutsche Marine-Ehrenmal in Laboe durch den Führer seiner Bestimmung übergeben.
Sonne: A.: 4.45, U.: 21.10; Mond: A.: 1.57, U.: 14.05.
Mond in Erdferne.

Der Reichssportwettkampf der HJ.

Stolzer Beweis unseres Lebenswillens

Millionen von Jungen und Mädeln haben am Wochenende am 4. Reichssportwettkampf der Hitler-Jugend teilgenommen. In unermüdlicher Kleinarbeit waren in sämtlichen Gebieten des Reiches die Voraussetzungen für die Durchführung des großen Wettstreites der deutschen Jugend geschaffen worden. In den kleineren Städten, in Dörfern und Gemeinden, die über Sportanlagen nicht oder doch nur in bescheidenem Umfange verfügen, war es natürlich weit schwieriger als in der Großstadt, Plätze und Helfer zu finden. Aber auch hier

und überall da, wo die HJ.-Führer an die Front gingen, hatten sich aus den Reihen der NSKL.-Vereine und im Lehrkörper der Schulen die Männer und Frauen bereitwilligst zur Verfügung gestellt, damit das große Werk gelang. Der Sonnabend, der auf Anordnung des Reichserziehungsministers schulfrei war, war den Pimpfen und Jungmädeln für ihre Uebungen im Laufen, Weitspringen und Ballwerfen vorbehalten, während am Sonntag die älteren Jungen und Mädel aus HJ. und BDM. ihre Prüfungen im Dreikampf ablegten. Trotzdem durch die Kriegsumstände eine gewisse Erschwerung der Organisation nicht zu vermeiden war, wurde auch in diesem Jahr ein ausgezeichneter Durchschnitt der Leistungen erreicht, so daß die Zahl der vergebenen Siegernadeln gegenüber den vergangenen Jahren zweifellos noch eine erhebliche Steigerung erfahren hat. So wurde der Reichssportwettkampf auch im Kriegsjahr 1940 ein stolzer Beweis des Lebenswillens unserer sportfreudigen Jugend.

Nicht nur bei Fliegeralarm in den Luftschutzkeller

Es ist in der letzten Zeit wiederholt beobachtet worden, daß bei Abwehr überraschender feindlicher Luftangriffe, für die Fliegeralarm nicht gegeben wurde, Teile der Bevölkerung aus Neugierde sich auf die Straße begeben haben. Hierzu wird erneut darauf hingewiesen, daß durch derartiges Verhalten unnötige Verluste unter der Zivilbevölkerung entstehen können. Grundsätzlich ist bei Fliegeralarm oder bei Abwehr überraschender Angriffe, d. h. bei eigenem Flakfeuer, der Luftschutzraum aufzusuchen. Letzteres ist insbesondere bei der Planlosigkeit englischer Angriffe erforderlich, da, um Ruhe und Betriebsstörungen zu vermeiden, nicht grundsätzlich sämtliche in Frage kommenden Gebiete gewarnt werden können. Es ist festgestellt worden, daß die feindlichen Flieger im westlichen Grenzgebiet fast ausschließlich nachts angreifen und ihre Bomben planlos überall dort abwerfen, wo sie einen Lichtschein bemerken können. Deshalb ist es Pflicht eines jeden, die Verdunkelung schärfstens durchzuführen, denn dies liegt ebenso in seinem eigenen Interesse wie in dem des gesamten Volkes. Nur so ist es möglich, sich selbst und das gesamte Volk vor jedem Schaden aus der Luft zu bewahren. Dies gilt nicht nur für das Grenzgebiet, sondern auch im gleichen Maße für das Heimatgebiet. Auch in der Heimat muß alles vermieden werden, was dem nächtlich einfliegenden Gegner irgendein Ziel für seine Bombenabwürfe bieten kann.

Kühlkette – nun erst recht

Nun erst recht wollen wir uns die Kühlkette — warm ans Herz legen. Nun erst recht darf sie niemanden mehr kalt lassen. Denn die Kühlkette ist gerade in unseren Tagen so wichtig, daß nirgends ein Glied fehlen darf. Sie muß jeden einzelnen erfassen; auch den letzten und kleinsten Haushalt als wertvolles Glied in die große Kette einfügen.

Kühlkette ist nichts anderes als der alle Lebensmittel bis ins letzte betreuende, beschützende, erhaltende Weg vom Erzeuger bis zum Verbraucher. Beim Bauern draußen in Hof und Scheune, auf Acker und Boden fängt sie an. Er sorgt für richtige Pflege von Vieh und Feld, für nachhaltige Schädlingsbekämpfung, möglichst verlustloses Einbringen der Ernte und sachgemäßen Versand. Der Weg vom Erzeuger über den Großhandel zum Kleinhandel, zweckmäßige Lagerung der Lebensmittel, Kampf gegen Temperatur- und Feuchtigkeitseinflüsse, gegen Bakterien, Pilze und andere Feinde unseres Nahrungsgutes sind weitere Glieder, denen sich schließlich der Haushalt als letzter Verbraucher hinzugesellt.

An euch, ihr Hausfrauen, vor allem liegt es, daß die volkswirtschaftlich so wichtige Kette vor eurer Tür nicht abreißt, daß ihr bis ins kleinste hütet, was bis dahin mit viel Mühe und Arbeit gehegt und gepflegt wurde. Zwar ist Kühlen und Frischerhalten und damit die restlose Ausnutzung der Nahrungsmittel im Winter das einfachste von der Welt. Im Sommer dagegen wird die Frage zu einem Problem, einem lösbaren allerdings. Wie es zu lösen ist? Sehr einfach.

Wasser, nasse Tücher, Zugluft sind, wo kein Kühl- oder Eisschrank zur Verfügung steht, beste Helfer gegen sommerlichen Verderb unseres Nahrungsgutes. Stellen Sie einmal einen kleinen Ventilator an! Er wirkt Wunder! Er bringt Leben in die Speisekammer, indem er Fliegen und sonstiges Ungeziefer gar nicht erst dazu kommen läßt, sich häuslich auf Lebensmitteln niederzulassen und sie somit dem Verderb zuzuführen. Das wirksame Geheimnis der beliebten tönernen Butterglocken liegt darin, daß möglichst viel Wasser verdunstet und Wärme entzogen wird. Dieses Prinzip können Sie ohne Kosten und Schwierigkeiten für sich verwenden, wenn Sie Milch und andere leicht verderbliche Dinge in mit Wasser gefüllten Schalen aufbewahren. Auch die gute, alte Fliegenglocke leistet heute wie einst ihre guten Dienste.

Ueber all diese mühelose, erprobte Selbsthilfe hinaus aber helfen die modernen Kühl- und Frischerhaltungsapparate, ganz gleich, ob sie mit Eis oder wassergetränktem saugfähigen Stoff, mit Strom oder Gas oder sonstwie „bedient" werden, daß nichts im Haushalt verdirbt.

Deswegen: Der Kühlkette einen — warmen und herzlichen Empfang bereiten, wenn es warm wird. Je wärmer wir uns der Angelegenheit annehmen, desto wohltuender wirkt die kühle Kette bis in ihr allerletztes Glied.

Warum singen die Vögel?

Wir können uns einen Wald ohne Vogelgesang nicht vorstellen. Was wären die Felder ohne das Trillern der Lerche? Selbst das Kreischen der frechen Sperlinge möchten wir nicht missen. Warum singen aber die Vögel? Darwin glaubte, daß das Vogelmännchen nur zur Paarungszeit und dann in den Flitterwochen seine Stimme erschallen läßt. Der Singvogel läßt uns seine Weisen aber doch das ganze Jahr hindurch hören. Das können wir leicht feststellen, wenn wir Vögel in der Gefangenschaft halten.

Wahrscheinlich singt der Vogel aus übersprudelnder Kraft, aus genießender Freude an der Natur. Auch der Mensch läßt ja in frohgemuten Stunden unaufgefordert sein Lied erschallen. Bei den Vögeln ist es die gleiche Erscheinung. Und daß sie gerade zur Frühlingszeit am meisten jubilieren, wenn sie wieder zurückgekehrt sind in die alte Heimat, das kann man wohl verstehen. Ferner vermag der Vogel mit seiner Stimme seine Gefährten von derselben Art, und vor allem das Weibchen, anzulocken.

Auch die Angst treibt ihn zu Rufen. So entstanden die Warnungsrufe, die bei manchen Arten ganz charakteristisch sind. Das alles sind Momente, die den Vogel dazu treiben, seine Stimme hören zu lassen. Die Männchen sind den Weibchen im Singen meist weit überlegen, jedoch greifen Ausnahmen auch hier Platz. Aber auch zwischen dem Gesang der Männchen ein und derselben Vogelart ist mancher Unterschied. Auch hier kommt musikalische Begabung ebenso gut in Betracht wie ein guter Lehrmeister. Wir Menschen aber begrüßen besonders im Frühling jeden Vogellaut, ist er uns doch ein Zeichen der wiedererwachten Natur und erfüllt unser Herz mit neuem Hoffen und Glauben.

Brockauer Sport-Nachrichten.

Ergebnisse vom Sonntag

S. C. „Sturm 1916" Brockau e. V.

„Sturm" 1. Senioren — „Viktoria" 1. Senioren 2 : 4 (1 : 1)

Reichsbahn-Sportgemeinschaft.

Fußball:
„Reichsbahn" 1. Senioren — S. C. „Falke" 1. Senioren 3 : 8 (2 : 8)

T. V. „Friesen" Brockau.

„Friesen" — „Famo" 8 : 11 (5 : 4).

* **[Notdienstverpflichtete von Krankenscheingebühr und Arzneikostenanteil befreit.]** Nach einer Mitteilung des Reichsarbeitsministers sind Notdienstverpflichtete von der Verpflichtung, für den Krankenschein und das Arzneiverordnungsblatt eine Gebühr zu entrichten, befreit. Die Befreiung von der Krankenscheingebühr gilt auch für die Familienkrankenpflege.

* **[Rhabarberblätter sind giftig!]** In der letzten Zeit sind in einigen Fällen Vergiftungserscheinungen festgestellt, die zweifellos auf den Genuß von Rhabarberblättern zurückzuführen waren. Rhabarberblätter sind zum Unterschied von den schmackhaften und nahrhaften Stengeln giftig und sind weder im rohen, noch im gekochten Zustande genießbar. Auch als Viehfutter sind sie schädlich.

* **[Unkrautbekämpfung, ein dringendes Gebot!]** Die Frühjahrsarbeiten in unseren Gärten sind nunmehr durchweg beendet, und zum Teil kann man schon die ersten Erfolge in der sprießenden Saat sehen. Was man nun leider unter den jungen Pflanzen und Sämlingen auch sieht, ist das leidige Unkraut, das sich auf den Gartenstücken breitmacht. Da gilt es, schon frühzeitig diesen Eindringlingen rücksichtslos den Kampf anzusagen und mit der Beseitigung jeglichen Unkrauts sofort zu beginnen. Wer im Sommer und Herbst ernten will, muß nicht nur säen, sondern auch jäten. Zu dieser leichten Arbeit der Unkrautbeseitigung können auch Schulkinder mit herangezogen werden.

Die Straßen ihrer Niederlage

Hier liegen Frankreichs Hoffnungen begraben. — Die deutschen Divisionen rollen über sie.

Von Kriegsberichter Frowein.

..., 27. Mai (PK.).

Ich stand gestern mit einem Unteroffizier aus dem alten Kriege an einer Straßenkreuzung bei Cambrai. „1918", sagte mein Nebenmann, „stand hier kein Haus, existierte kein Keller. 1918 gab es keine Straßen, es gab nur einen Weg, den Sprung von Trichter zu Trichter. Und heute?" Das Heute lag vor uns: Cambrai mit Schornsteinen und Kirchtürmen, städtischen Bauten aus prächtigem, weißem Sandstein, rings um die Stadt Wiesen, auf denen das Korn heranreift, vieltürmige Schlösser, gebettet in Rotbuchen- und Kastanienlaub Wo waren hier die Zeichen des Krieges?

Der Krieg ist die Straße entlanggerast, er ist mit Motor und Panzer, mit Geschütz und Maschinengewehr die großen Verbindungslinien aus Asphalt und Beton entlanggejagt. Er hat zerschmettert, was ihm im Wege stand. Er hat zertreten, was sein Tempo hemmen wollte. Er hat zermürbt und entnervt, was ihm an Männern der feindlichen Armee gegenüberstand. Dafür sind die Straßen Nordfrankreichs der Beweis. Lange, schnurgerade verlaufende Verkehrswege, in Richtung Norden durchschneidet ein Land, dessen Ebenen dem Stürmer keinen Schutz bieten, in Straßengräben und Querwegen, in den Dorfeingängen hinter Mauervorsprüngen auf seitlich herausgeschobenen Fortwerken liegt

die zerschlagene 9. Armee Frankreichs.

Dort stehen Hunderte von ausgebrannten Panzerwagen aller Kaliber. Ihr Stahl ist rauchgeschwärzt, ihr Panzer von deutschen Granaten durchbrochen. Dort stehen die Skelette der motorisierten Streitkräfte des Feindes, Raupenschlepper und Geländewagen, Truppentransporter und Trainfahrzeuge. Unsere Panzerkorps haben sie bei ihrer Flucht eingeholt. Was liegenblieb an Männern und Maschinen, war verloren. Und im Straßenrand vom südlichsten Maasübergang bis zur Kanalküste bei Abbeville liegen wie von der Wucht eines Wirbelsturmes in alle Winde zerstreut Ausrüstungen und Habseligkeiten einer ganzen Armee, Munitionsstapel, MG.-Gurte zu hohen Bergen aufgetürmt, Feldtornister und Offizierskisten, Regimentspapiere und Feldpostbriefe aus Lyon und Le Havre. In verlassenen Feldküchen steht das Essen angerichtet, in gestürmten Dörfern liegen auf eiligst zusammengerückten Tischen die Karten eines französischen Stabes. Auf diesen Straßen liegen Frankreichs Hoffnungen begraben.

Rechts und links der Straßen haben sich die Abteilungen in die Wälder und in die Hohlwege geflüchtet. Dort hat sie unsere Luftwaffe erreicht. Ueber diese Straßen rollen jetzt die deutschen Divisionen, drei, vier Kolonnen nebeneinander marschieren nach Norden. Jeder will nach vorn. Kradmelder überholen Geländewagen der Stäbe, rollen auf den Wiesen seitlich der großen Straßen vorbei. Was hier rollt, läßt sich nicht aufhalten. Alles geht in Staub und Benzingestank unter. Die Fahrzeuge sind nur um Zentimeter voneinander getrennt. Das Material ist gut. Die Motoren sind schwer genug, um ihre Last zu ziehen. Die Männer am Lenkrad, die Infanteristen im Straßengraben, die Kradmelder, die Panzerjägerkolonnen, die zurückflutenden Munitionsstaffeln sind alle aus einem Guß; sie haben den Drang nach vorwärts. Aber neben diesem Gemälde des unaufhaltsamen Vormarsches steht

das Elendsbild der zurückströmenden Flüchtlinge

aus allen Teilen des französischen Nordens. Teilnahmslose Gesichter, humpelnde Füße, quietschende Gefährte, abgeklapperte Rosse, Frauen mit dem Zugstrick um den Bauch, Kranke und Alte, auf Kinderwagen oder Milchkarren verladen. Mütter, die ihre Kleinsten um die Brust gebunden haben, unvernünftige Männer, die in der Eile des Aufbruchs noch die Habgier packte, sogenannte bessere Damen, die auf dem Wege in die Flucht noch ihrem Silberfuchs retten wollten, die barfuß marschieren, die ihre Stöckelschuhe in der Hand tragen. Welch namenloses Elend, welche Abgestumpftheit, welches Verlassensein. Welche zerschlagene Anschauungswelt, welcher unbeschreibliche Gegensatz zwischen diesen Zügen der grauen Not und den Divisionen unserer siegreich vormarschierenden Armee. Es gibt noch keine Gemeinsamkeit zwischen den zurückflutenden Massen und den feldgrauen Männern, die nach vorwärts stürmen, um zu siegen.

Gemeinsam aber ist der Haß gegen die törichten alten Männer der westlichen Demokratien, die diesen Krieg auf dem Gewissen haben. Auf den Straßen Nordfrankreichs offenbart sich die Schuld dieser Männer. Auf diesen Straßen naht aber auch der Vollstrecker des strafenden Gerichts, der deutsche Soldat.

Kirchenräuber und Banditen

Französische Soldaten, die für die „Zivilisation" kämpfen sollten.

(P. K.) Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Spuren einer verheerenden Moralosigkeit der französischen Truppe, wo sich ihre Ordnung einmal aufgelöst hat. Solange sie noch im Verband kämpft, mag sie noch in der Hand ihrer Vorgesetzten sein, wie aus dem zähen und erbitterten Widerstand zu sehen ist, der uns an vielen Stellen entgegengesetzt wird. Aber wo der panische Schrecken, den deutsche Stukas, deutsche Panzerwagen und die Kühnheit des deutschen Infanterieangriffes eingejagt haben, einmal in die Reihen eingedrungen ist, scheinen auch die moralischen Werte eines großen Teiles der französischen Truppe vollständig zu schwinden. Die Reihen werden dann verlassen. In wilder Hast drücken sich diese Fahnenflüchtigen nach hinten und stehlen und räubern bei ihren Landsleuten noch, was sie können. Wir haben solche Burschen, die nicht mehr den Namen Soldat verdienen, zu Dutzenden aufgefangen.

Es gibt aber auch stellenweise Fälle, die viel schwerwiegender sind, weil sie mit Billigung der französischen Offiziere vor sich gegangen sein müssen. Denn ist es anders denkbar, daß bei einem Regiment von Marokkanern, dessen großer geschlossener Teil heute in Gefangenschaft geriet, dessen Ordnung also noch aufrechterhalten war, ein ganzer Schatz von belgischen Kirchengeräten aus Gold gefunden wurde? Es ist doch nicht anders möglich, als daß die Offiziere den schamlosen Raub geduldet haben, um ihre Schwarzen bei Kampfeslaune zu erhalten, weil sie sich gesagt haben, man wird diese Verbrechen nachher sowieso den Deutschen in die Schuhe schieben können. Einer der Gefangenen hat uns bei der Befragung berichtet, daß die Offiziere zwar nicht dabei gewesen seien, vom Raub aber gewußt und nichts dagegen unternommen hätten.

Wir haben um Gnade winselnde Gefangene getroffen, die sich erbittert verteidigt hatten. Und warum? Weil man ihnen gesagt hatte, daß der Deutsche in diesem Kriege keine Gefangenen mehr mache, sondern ohne Rücksicht alles niederschieße und massakriere. Das sind die Mittel, um die Widerstandskraft zu stärken. Das ganze System von Lüge und Gemeinheit, das man gegen das Deutschland Adolf Hitlers seit Jahren ins Treffen geführt hat, weil man ja nichts anderes ins Treffen führen konnte, findet in diesen Greuelmärchen seine Krönung. Ja, gerade weil das ganze System jetzt so schmählich zusammenbricht, bedient man sich der unter Soldaten am meisten verachteten Machenschaften.

Gott, wir sehen tagtäglich diese Gefangenen, die dem Grauen der Schlacht entronnen sind, manchmal noch mit Schlottern und Zittern in den Knien, denen man vorerzählt hat, daß das deutsche Heer nur ein Bluff sei. „Warum hat man uns so belogen?" fragen diese Gefangenen, ohne daß man dieses Thema der Verhetzung überhaupt angeschnitten hat. Niemals in meinem Leben werde ich das Gesicht und die nervösen verzweifelten Gebärden eines französischen in Gefangenschaft geratenen Regimentskommandeurs vergessen (im Chausseegraben mit seinen Männern sitzend, riß er ruckartig ebenso ruckartig gepflückte Grashalme auseinander): „Je ne crois plus rien, je ne peux plus rien croire" (Ich glaube nichts mehr, ich kann an nichts mehr glauben). Der Mann hatte den Weltkrieg mitgemacht, war dreimal bei Verdun verwundet worden, hatte die harte Schule des Afrikasoldaten hinter sich. Und jetzt brach in dem Manne, der heiß an Frankreich glaubte, seine ganze bisherige Vorstellungswelt zusammen. Als Soldat hatte er sich nicht um Politik gekümmert. Im guten Glauben den ganzen miserablen Geifer der Plutokratenclique für gut französisches Gefühl gehalten. Ein bitteres Los.

Weder mit Lüge noch mit Kirchenraub, weder mit aufgepeitschten Hilfsvölkern noch mit feigen Lumpereien kann gegen uns gekämpft werden. In diesem Kriege entscheide das Schwert und die Kraft der Nation und die Sauberkeit des Kampfes. Der deutsche Soldat wird in diesem Feldzug dem tapferen Gegner mit Achtung begegnen, dem Kirchenräuber und Schänder mit Verachtung. Und wehe den Regierungen, die eine Psychose, die solche Verbrechen erlaubt, durch ihre verwerfliche Haltung überhaupt erst ermöglicht haben.

Kriegsberichter Johannes Maaß.

Der Pfarrer von Schiermonnikoog

Die Drachensaat Churchills. — Die Wut der Betrogenen.

(PK.) Die Besetzung der dem holländischen Festland vorgelagerten Inseln bereitete unserer Kriegsmarine keine wesentlichen Schwierigkeiten. Mit Wattenfahrzeugen und schnellen Kuttern näherten sich die kleinen Abteilungen unter geschickter Umgehung der Untiefen und Riffe rasch den holländischen Stützpunkten, deren Besatzungen zumeist bei dem raschen deutschen Zugriff kaum an Widerstand dachten. So wurde u. a. die bekannte holländische Badeinsel Schiermonnikoog von zwei Offizieren und acht Mann blitzartig unter deutschen Schutz gestellt. Die Erlebnisse dieser kleinen deutschen Landungstruppe, wie sie uns von Kapitänleutnant M. erzählt wurden, werfen ein bezeichnendes Licht auf die weitgehende Verhetzung der holländischen Bevölkerung durch die Londoner Lügenzentrale.

Die 30 Mann starke Besatzung der Insel dachte nicht daran, den Deutschen Widerstand zu leisten. In Reih und Glied angetreten, empfing sie den deutschen Stoßtruppführer. Ihre Waffen hatten sie vorsorglich schon eingepackt, während der Bürgermeister des Ortes im Schmuck seiner Amtskette in der Nähe eines anderen ansehnlichen Waffenhaufens Stellung bezogen hatte, in dem sich sämtliche auf der Insel vorhandenen Waffen aufeinanderhäuften. — Auf ihrem Gang durch den Ort machten nun die Deutschen seltsame Entdeckungen. Die Einwohner hatten sich in den Häusern eingeschlossen.

Die Kriegshetzer hatten ihnen erzählt,

daß die Deutschen ihnen und ihren Männern ans Leben wollten; insbesondere befürchteten sie dies für die Gefangenen. Als sich die Deutschen gegen diese Erwartung als tadellose und höfliche Menschen entpuppten, trat ein Stimmungsumschwung ein; zuerst herrschte ein seelischer Katzenjammer vor. Die Holländer gaben einhellig der Regierung die Schuld, die sich noch dazu der Verantwortung durch feige Flucht entzogen hatte.

In ihrer Wut rissen sich die betrogenen Matrosen die Mützenbänder ab. Ein Pfarrer, der als Sanitäter Dienst bei der Truppe getan und dann von den Deutschen freigelassen worden war, zerriß in seiner maßlosen Verzweiflung über das schmachvolle Verhalten seines Königshauses das Bild der Königin Wilhelmina. Die Bevölkerung suchte durch zuvorkommendes Wesen, durch freundliche und reichliche Bewirtung ihr vorheriges — jetzt ihnen völlig unbegreifliches — Verhalten gutzumachen.

Ein Hotelier — das Dokument liegt vor — ließ sich nicht davon abhalten, der einquartierten Besatzung schriftlich mit Bild und eigenhändiger Unterschrift das ehrenvollste Zeugnis für ihr Wohlverhalten auszustellen, in dem er unter anderem ausdrücklich beurkundete, daß diese Feststellung der reinen Wahrheit entspreche. Erich Johannes Kieß.

Brutale Ablehnung indischer Forderungen

Vielsagende Erklärung des Vizekönigs Lord Linlithgow.

Der englische Vizekönig Lord Linlithgow erklärte in einem Rundfunkvortrag, Indien habe bereits seinen Beitrag zum gemeinsamen Kampf geleistet, denn indische Truppenteile kämpften Seite an Seite mit den Briten. Diese Schlacht sei erst der Beginn des großen Kampfes, der alle Hilfsquellen des britischen Reiches in Anspruch nehmen werde. Jetzt sei deshalb nicht die Zeit für Diskussionen. Der Austrag aller Meinungsverschiedenheiten müsse „auf einen späteren Zeitpunkt" verschoben werden (!).

Der oberste Repräsentant der britischen Zwingherrschaft in Indien bestätigt also mit sichtlicher Befriedigung, daß Indien seinen „Beitrag" durch Lieferung von Kanonenfutter für den Krieg der britischen Plutokratie bereits geleistet hat, wobei sein Wort von dem „gemeinsamen Kampf" in allen nationalbewußten Kreisen Indiens auf schärfsten Widerspruch stoßen wird. Noch größere Entrüstung wird allerdings die erneute brutale Ablehnung der berechtigten indischen Forderungen hervorrufen. Alle Phrasen von „Einigkeit, Mut und Glauben", mit denen Lord Linlithgow sodann noch aufwartete, schaffen die Tatsache nicht aus der Welt, daß die geknechteten Massen Indiens keinerlei Interesse daran haben, daß das plutokratische britische Empire „diesen Kampf besteht", und damit ihre Versklavung verewigt.

Flucht der belgischen Regierung nach London

Terror der Kriegshetzerclique in England und Frankreich.

In Frankreich gehört gegenwärtig nicht viel dazu, um ins Gefängnis zu wandern. Man braucht nur die Wahrheit zu sagen, wenn ein Spitzel des jüdischen Innenministers Mandel in der Nähe ist. So hat der Präfekt von Belfort die Geschäftsinhaber für alle „defaitistischen" Aeußerungen, die in ihren Räumen gemacht würden, verantwortlich gemacht. Aehnlich wie in Paris wurde in Marseilles eine riesige Polizeiaktion gestartet, bei der 7000 Personen angehalten und mehr als 200 verhaftet wurden. Auch Ausländer bekommen jetzt in Frankreich den Terror der Kriegsverbrecherclique zu verspüren. In Paris wurde z. B. ein Grieche und ein Araber wegen „antifranzösischer Aeußerungen" zu je drei Monaten und ein Portugiese zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt. In Mans wurden sechs Araber wegen Verlassen des Arbeitsplatzes zu zwei Jahren und sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Ebenso wurden vielfach mehrjährige Gefängnisstrafen gegen Franzosen wegen „antinationaler Aeußerungen" verhängt. In England kann man bereits von einer regelrechten Jagd auf Fremde sprechen. Die Zahl der Verhafteten steigt stündlich Auch das ist ein Zeichen für die innere Schwäche der Plutokratien!

Uebrigens weilte der französische Ministerpräsident Reynaud während des Wochenendes erneut zur Entgegennahme von Befehlen in London. Nach der holländischen Regierung ist nunmehr auch die belgische Regierung in London eingetroffen, um an der gastlichen Tafel des Buckinghampalastes Platz zu nehmen. Bevor die belgischen Kabinettsmitglieder ihr Land feige verlassen haben, haben sie noch einen Aufruf an Volk und Heer gerichtet, „bis zum Letzten auszuharren". Die Subjekte aber, die ihr eigenes Land in das Verderben gestürzt haben, schämen sich nicht, in der Stunde der Entscheidung bei Nacht und Nebel ihr Land zu verlassen, um so ihr Schicksal von dem ihres Volkes und ihres Heeres zu trennen.

Allerlei Neuigkeiten

Kreis Gmünd spendete sechsfach. Die zweite Haussammlung für das Kriegshilfswerk des Deutschen Roten Kreuzes erbrachte im Kreis Schwäbisch-Gmünd ein Rekordergebnis, nämlich das Sechsfache des bisher höchsten Ergebnisses aller Sammlungen für das Winterhilfswerk und das Rote Kreuz.

Auch im Sudetenland wird nachgeholt. Obgleich die sudetendeutschen Gebiete erst im Oktober 1938 ins Reich heimkehrten und die Geburtenfreudigkeit sich daher frühestens im zweiten Halbjahr 1939 auswirken konnte, stieg die Geburtenzahl im Jahre 1939 um fast 20 000 auf 63 000 an. Mit 23,3 je Tausend wurde im Regierungsbezirk Eger ein weit über dem Reichsdurchschnitt liegender Rekord erreicht. Auch die Eheschließungen nahmen um 66,7 Prozent zu.

Reuter-Erinnerungsstätte in Westpreußen. Die Stadt Graudenz wird eine Fritz-Reuter-Gedenkstätte erhalten. Die alte Kasematte in der Festung Courbière, in der er während seiner Festungshaft wohnte, wird zu einem kleinen Museum ausgestaltet.

Kammerlichtspiele Brockau

Mittwoch, den 29. Mai

Sonder-Veranstaltung

Der deutsche Siegeszug durch Holland, Belgien und Luxemburg — Gewaltiger Einsatz unserer Luftwaffe — Das Verbrechen von Freiburg — Uebergang über den Juliana- und Albert-Kanal — Stukas stoßen vom Himmel

Der entscheidenste Kampf um das Schicksal der deutschen Nation — Einheitspreis 30 Pfennig, Kinder 15 Pfennig —

Beachten Sie bitte die Anfangszeiten 3 Vorstellungen 19⁰⁰, 20⁰⁰, 21⁰⁰.

Wir empfehlen uns zur Herstellung von

Familien-Drucksachen

wie Verlobungsanzeigen — Verlobungsdanksagungen
Hochzeitseinladungen
Vermählungsanzeigen — Vermählungsdanksagungen
Geburtsanzeigen
Danksagungen zur silbernen und goldenen Hochzeit
Danksagungen zu Jubiläen — Visitenkarten
Todesanzeigen, Trauerklappenpost
(werden innerhalb 2 Stunden hergestellt)

Trauer-Danksagungen in allen Ausführungen und Größen Karten werden mit passenden Umschlägen geliefert. Die gedruckten Karten können Sie mit Drucksachenporto (8 Pfennig) versenden.

Buchdruckerei Ernst Dodeck's Erben

Brockau, Bahnhofstraße 12. — Fernruf 53281.

— — Inserieren bringt Gewinn — —

Heute neu!
Breslauer Hausfrau
Erika
Neue J.-Z.
Hamburger Illustrierte
Reichssportblatt
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.

Lies Deine Heimatzeitung!

Beamtenwitwe sucht kleine
2 Zimmer-Wohnung
od. 1 Zimmer, Kabinett m. heller Küche bis 30.– Mk., evtl. Tausch. Biete 2 gr. Zimmer, Wohnküche u. Entree. Ang. a. Aug. Ronkowski, Heydebrandstr. 1 II

Geldscheintaschen
erhältlich bei
E. Dodecks Erben, Brockau

Danksagung.

Für die uns anläßlich unserer Vermählung in so reichem Maße zugegangenen Glückwünsche und Geschenke danken wir allen herzlichst, besonders den Mitbewohnern des Hauses Lieresstraße 4.

Brockau/Hirschberg, im Mai 1940.

Theodor Schnabel und Frau
Helene, geb. Teister.

Danksagung.

Außerstande jedem einzelnen für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme und die Kranzspenden beim Heimgang meines lieben Mannes und guten Vaters zu danken, sagen wir auf diesem Wege allen Freunden und Bekannten herzlichen Dank. Besonderen Dank den Hausbewohnern der Häuser Große Koloniestraße 3b und Lieresstraße 5, dem evangelischen Männerwerk und Herrn Pfarrer Schulte für die tröstenden Worte am Grabe.

Brockau, den 28. Mai 1940.
Große Koloniestraße 3b.

Hedwig Böhm
und Kinder.